# Die Buschmänner der Kalahari

von

Prof. Dr. S. Passarge.



Berlin 1907. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).



Prof. Dr. S. Passarge,

# Die Buschmänner der Kalahari.

# Die

# Buschmänner der Kalahari

von

**Prof. Dr. S. Passarge.**

**Mit 2 Tafeln, 24 Abbildungen im Text und 1 Karte.**



**Berlin 1907.**
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt.

# Vorwort.

Vorliegende Abhandlung stellt einen nur wenig umgeänderten und erweiterten Abdruck eines Aufsatzes vor, der im Jahre 1905 in den „Mitteilungen aus deutschen Schutzgebieten" erschien. Dieser Aufsatz wurde anscheinend von manchen Seiten günstig aufgenommen, sogar wie ich gehört habe, vom Ministerium den Volksschulen zur Anschaffung empfohlen. Daher kam es wohl, daß an die Firma Dietrich Reimer, bei der frühere Arbeiten von mir erschienen sind, wiederholt Anfragen kamen, ob die Abhandlung im Buchhandel zu haben sei. Infolgedessen schlug der Herr Verleger mir vor, die Abhandlung als Broschüre erscheinen zu lassen. Herr Geheimrat von Danckelman, der Herausgeber der „Mitteilungen", kam diesem Plan in zuvorkommenster Weise entgegen und gestattete nicht nur den Neudruck, sondern stellte auch die Klischees für die Bilder zur Verfügung. In gleicher Weise gestattete die „Gesellschaft für Erdkunde" den Abdruck einer Reihe von Bildern und der Karte, die bereits den „Mitteilungen" zur Verfügung gestellt worden waren. Außerdem sind drei neue Abbildungen aufgenommen worden, die Herr Professor von Luschan aus der Sammlung des Museums für Völkerkunde freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Allen diesen Herren gebührt mein wärmster Dank!

In großem Umfang ist ein Aufsatz von Stabsarzt Werner, den er über seine Beobachtungen an den Buschmännern des Kaukaufeldes in der Zeitschrift für Ethnologie veröffentlicht hat, bei dem Neudruck verwertet worden. Er ergänzt in vielem meine Angaben. Namentlich sind seine anthropologischen Messungen wertvoll.

Breslau, im März 1907.

**S. Passarge.**

# Inhalt.

# Verzeichnis der Abbildungen.



# Verzeichnis der Tafeln.



# Karte.



Prof. Dr. S. Passarge,

Die Buschmänner der Kalahari.

glaubt, mitzuerleben die entsetzlichen Szenen, die sich in dem Vernichtungskampf gegen jenes unglückselige Volk abspielen, in einen Kampf, der mit einer gegenseitigen Erbitterung und Grausamkeit ohnegleichen geführt wird. Versöhnend wirkt allein die Überzeugung, daß er eine Naturnotwendigkeit ist, daß die Hauptschuld das unterliegende Volk trägt. Seine Unfähigkeit, sich dem Zwange der Kultur zu fügen und sich auf die Kulturstufe seiner Unterdrücker emporzuarbeiten, ist seine Schuld. Verdrängt von dem Stärkeren, wird der Buschmann zum Diebe, zum Räuber, zum Anarchisten. Der Selbstschutz des angegriffenen Siegers führt zu einem Verzweiflungskampf um Sein oder Nichtsein. Im Kampfe gegen Hottentotten, Kaffern und Weiße ist der Buschmann in gleicher Weise unterlegen. Am fürchterlichsten hat ihn freilich gerade der Weiße behandelt. Der Gegensatz zwischen Rasse und Kultur war hier am größten, am unversöhnlichsten. Deshalb ist er in Berührung mit den Weißen ganz ausgerottet worden, während er sich in Berührung mit den beiden anderen Rassen teilweise, vielleicht zum großen Teile, durch Vermischung erhielt, d. h. in dem stärkeren Volk aufging.

Der Buschmann ist das unglückselige Kind des Augenblickes. Das ist also das Resultat, zu dem unsere besten Kenner und Forscher auf Grund jener alten ergreifenden Schilderungen und eigener Beobachtungen gelangt. Nichts ist wechselnder, unzuverlässiger, unberechenbarer als der Charakter des Buschmannes, er vereinigt in sich die denkbar größten Gegensätze, Tugenden und Laster. Je nach Stimmung und Umgebung ist er der tapferste Held und der kläglichste Feigling, der fleißigste Arbeiter und der trägste Taugenichts, das harmloseste, anschmiegendste, fröhlichste Kind und der grausamste, raffinierteste, gewissenloseste Schurke in einer Person. Heute wirft er sich furchtlos dem reißenden Tier entgegen, um sein Kind zu retten, morgen tötet er es eigenhändig im Anfall von Laune; heute schützt er, treu bis in den Tod, Eigentum

und Familie seines Herrn, um sie vielleicht morgen schon kaltblütig zu ermorden. Hunger und Durst erträgt er wie kein anderer, aber niemand übertrifft ihn auch an Gier im Schlingen und Fressen ungeheurer Quantitäten.

Nur in einem Punkt bleibt er sich treu, in seiner unbändigen Freiheitsliebe, in seinem Haß gegen allen Zwang. Zwar nimmt er keineswegs selten Dienste an, z. B. als Hirt, als Knecht auf den Farmen, allein bald überwältigt ihn die Sehnsucht nach der Freiheit des Lebens in der Steppe, und eines schönen Tages ist er verschwunden.

Welche Ironie des Schicksals! Gerade dieser eine einzige stabile Zug in seinem Charakter begründet seine Unfähigkeit die Kultur anzunehmen, begründet damit den Untergang seiner Rasse. Das unglückselige Kind des Augenblickes scheitert an der starren Unbeugsamkeit seines Charakters in dem einen Punkt: Freiheitsliebe.

Nicht weniger trostlos wie die Schilderung seines Charakters fällt die Darstellung der sozialen und politischen Verhältnisse der Buschmannrasse aus. Ohne Heimat, ohne Wohnungen, ohne Grundbesitz, ohne staatliche Organisation streifen, so heißt es, die Buschmänner umher. Die Familie ist der einzige Verband, den sie kennen. Wo sie Nahrung zu finden hoffen, gehen sie hin, bald sind sie hier, bald dort, richtige Zigeuner!

Es kann kein Zweifel an der Richtigkeit der übereinstimmenden Darstellungen so zahlreicher, hervorragender Kenner dieser Rasse aus früherer Zeit bestehen. Fritsch und Ratzel konnten kaum zu einer anderen Auffassung gelangen, und doch möchte ich glauben, wir erhalten ein Zerrbild, wenn wir die Schilderungen des Buschmannes aus dem Betschuanenland und der Kapkolonie, aus Nama- und Westgrikwaland so verallgemeinern, wie es bisher geschehen ist.

Bereits Livingstones Schilderungen aus dem Berührungsgebiet zwischen Buschmann und Betschuanen im Osten der mittleren Kalahari klingen wesentlich milder und ebenso die

ausführlichste Darstellung aus neuerer Zeit aus der Feder von Schinz. Leider hat dieser Forscher nicht, wie bei der Darstellung der Owambo, Herero und Hottentotten, aus so reichlich fließenden, zuverlässigen Quellen, wie es die Berichte der Missionare waren, die er benutzte, schöpfen können, aber nichtsdestoweniger lernen wir dort den heutigen Buschmann der Kalahari als ein viel menschlicheres Wesen kennen, als es der verfolgte Anarchist des Südens war. Die mittlere Kalahari, wo der Buschmann von fremden, ihm an Kultur überlegenen Völkern am weitesten entfernt ist, ist nämlich das beste Gebiet, um dieses interessante Volk zu studieren. Zwar sind auch hier die Verhältnisse keineswegs mehr die ursprünglichen, im Gegenteil in vollster Umwälzung begriffen. Allein man kann jene verhältnismäßig doch noch am besten erkennen, zumal wenn man die jetzt bestehenden Zustände durch Erkundigungen, die man bei alten Leuten über das Leben in ihrer Kindheit anstellen kann, ergänzt. Da gelingt es vielleicht bis zu einem gewissen Grade, die heutige Rassenruine zu rekonstruieren und einen Einblick in die ursprünglichen sozialen und staatlichen Verhältnisse der Buschmannvölker zu gewinnen. Ich habe nun das Glück gehabt, mehrere Monate lang einen holländisch redenden, alten Buschmann als Diener bei mir zu haben und auf so mancher gemeinsamen Tour mit ihm ein halbes Buschmannleben geführt. Abends am Lagerfeuer bot sich oft die willkommene Gelegenheit, mit ihm über alte Zeiten zu plaudern. Infolge des gemeinsamen Lebens und der gemeinsam überstandenen Strapazen und Gefahren gewann ich sein Vertrauen, und so konnte ich denn so manche überraschende Notiz sammeln und sah schließlich vor meinen Augen ein Bild sich entrollen, das von den bisherigen Auffassungen von dem Buschmannvolk und seiner Kultur in so manchen Punkten abwich. Eine Reihe positiver persönlicher Beobachtungen sowie weitere eingehende Erkundigungen bei den Batauana und alten weißen Händlern bestätigten die Aussagen jenes Buschmannes,

der auch sonst sich stets als sehr zuverlässig und wahrheitsliebend bewiesen hat, und schienen diese neue Auffassung ganz wesentlich zu stützen.

Im nachfolgenden möchte ich diese Beobachtungen und Erkundigungen im Zusammenhang mit der bisherigen Literatur wiedergeben.

## Verbreitung und Zahl.

Wie wir bereits sahen, ist die Buschmannrasse zu einer passiven Rolle verurteilt. Sie ist allenthalben in die Rückzugsgebiete*) hineingedrängt worden, während sie einst Südafrika beherrschte. Betrachten wir ihre heutige Verbreitung näher, und beginnen wir mit den Randgebieten! (Siehe Karte Nr. 4: Ethnographische Karte der Kalahari.)

### Die Gebirgsränder und die Region der örtlichen Verwitterungsprodukte.

Noch im vorigen Jahrhundert lebten unabhängige, räuberische Buschmannhorden in den Gebirgen und lagen beständig mit den Kaffern im Krieg. In der Kapkolonie war ihre Zahl sehr beträchtlich. Viele Tausende wurden von den verschiedenen Kommandos der Buren im 18. und während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgeschossen. Heutzutage gibt es dort höchstens noch einige vereinzelte Relikte, vielleicht sind sie schon alle weggestorben.

Im Groß-Namaland scheinen noch einzelne Stämme zu existieren, und zwar finden sie sich auf den unzugänglichen Hochplateaus und in der Namib, wie die [4]Obanen-Buschmänner am Unterlauf des Großen Fischflusses, die [1]Huini auf dem

---

*) Bezüglich der physisch-geographischen Beschaffenheit und Gliederung Südafrikas und der Kalahari und der allgemeinen ethnographischen Verhältnisse dieses Gebiets sei verwiesen auf Text und Karten des Aufsatzes: Die Grundzüge im ethnographischen Bilde der Kalahariregion. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin 1905. Heft 2 und 3.

[1]Huibplateau, die [1]Koma- und [3]Ganin-Buschmänner nördlich von ihnen und in der Namib, nördlich Angra Penquenha, die [1]Gainin.*)

Nach *Schinz* sind aber alle diese Stämme sehr stark mit Hottentotten gemischt. Beide Rassen vertrugen sich hier leidlich, wenn es auch an Räubereien dieser und Verfolgungen und Gewalttätigkeiten jener nicht fehlte. Mit dem Erreichen des Hererolandes scheinen die Buschmänner aber zu verschwinden, die Bergdamara treten als verdrängte, vagabondierende Bergbewohner an ihre Stelle. Auch im Kaokofeld dürften sie fehlen und an ihrer Stelle ein verarmter Zweig der Herero, die Owatyimba neben den verarmten Topnaer-Hottentotten allein hausen. Ob sie in der nördlichen Namib zwischen Swakopmund und Kunene zu finden sind, oder ob die dortigen Bewohner ausschließlich Hottentottenproletarier sind, ist unsicher.

## Die Kalahari.

Gehen wir nun zu der Kalahari über, dem Gebiet, in dem sich die Buschmannrasse noch am zahlreichsten erhalten hat!

Die *Mittel-Kalahari* ist heutzutage das Hauptbuschmannland, und zwar der Strich zwischen dem Damarabergland und dem Okawangosumpfland und das ganze große Gebiet zwischen dem [1]Oasplateau und dem Makarikaribecken. Sie bewohnen dieses selbst sowie das Madenassa- und Mababefeld, ja sogar das Okawangosumpfland. Wir werden die einzelnen Stämme noch ausführlich kennen lernen und daher sofort zu der *Nord-Kalahari* übergehen. Daß dort Buschmänner leben, ist sicher. Aurel *Schulz* fand eine Familie im Mabulafeld, zwischen dem Luiana und Kwando. Sie scheinen aber nur in geringer Zahl das dortige Sandfeld zu bewohnen, unterdrückt und geknechtet von den Massubia am Kwando. Franz *Seiner*

---

*) Die kleinen Zahlen 1 bis 5 bedeuten Schnalzlaute. Siehe die Anmerkung zum Verzeichnis der gesammelten Sprachproben im Anhang.

hat, wie er mir brieflich mitgeteilt hat, ihr Vorkommen bestätigt. Sie heißen Makwengo und sind sehr scheu.

Im Kwitogebiet kommen sie auch vor. Dort erwähnt sie Baum einmal vom Kwiriri, Volkmann (K. B. 1902, S. 909) von dem Nordufer des Kubango. Sie sind Sklaven der Kowale bezw. Owakwangari und müssen für ihre Herren Wurzelkautschuk suchen.

Im Oschimpolosandfeld zwischen dem Kunene, Kubango und der Otawihalbinsel erwähnen Jodka und Laubschat (D. K. Bl. 1903, S. 679) Buschmänner, die von den Kubangostämmen abhängig sind, indem sie Rotholz, Felle und andere Dinge als Tribut bringen. Anderseits sollen aber die Bantu aus Furcht vor den Buschmännern auf dem linken Kubangoufer wohnen.

In der Süd-Kalahari zieht sich eine Kette von Buschmännerstämmen an dem Westrand entlang, die $^{2}$Gabe, Hei $^{3}$Guin und im Rietfonteiner Gebiet die $^{2}$Nusan. Im Bakalaharifeld wohnen unter den Bakalahari und von ihnen geknechtet die Ma$^{2}$gwikwe. Über die Buschmänner des östlichen Randgebiets der Süd-Kalahari wissen wir nichts.

Von größtem Interesse wäre es, die Zahl der heute noch lebenden Buschmänner zu kennen. Bei so zerstreut wohnenden, vagabondierenden Gesellen ist es natürlich viel schwerer zu einer auch nur annähernd wahrscheinlichen Schätzung zu gelangen als bei seßhaften Völkern. Da aber immerhin etwas besser ist als nichts, so sei hier der Versuch gewagt.

Ich möchte ausgehen von einigen direkten Beobachtungen. Im Mai 1897 überstand das Vieh des Händlers Franz Müller die Rinderpest, und zahlreiche Buschmänner hatten sich eingefunden, um von dem Fleisch der gefallenen Tiere zu schmausen. Chanse liegt im Gebiet der $^{2}$Aukwe und $^{4}$Aikwe, die versammelten Buschmänner gehörten also zu diesen Stämmen. Ihre Zahl schätzte ich auf 100 bis 200 Köpfe, Frauen und Kinder eingerechnet. Sicherlich waren nicht alle Buschmänner des

südlichen Chansefeldes hier versammelt. Viele waren noch im Sandfeld. Immerhin ist es nicht wahrscheinlich, daß sich sehr viele Familien die willkommene Gelegenheit entgehen ließen, ad infinitum Fleisch zu essen.

Zu gleicher Zeit herrschte bei den Barolong in Okwa die Rinderpest, und auch dort waren nach meiner Schätzung gegen 100 Buschmänner, alles in allem, und zwar gleichfalls vorwiegend



Abb. 1. **Rinderpest.** Kraal mit 2000 toten Ochsen.
Palla im Bamangwatoland. Juli 1896.

$^{4}$Aikwe, vielleicht auch einige $^{2}$Aukwe. Also können wir die Existenz von mindestens 200 bis 300 Buschmännern zwischen Chanse und Okwa feststellen. Dazu kommen nun noch die Familien im Sandfeld und im südlichen Chansefeld, von denen ich wohl ein Dutzend direkt beobachtet habe. Es wäre meiner Schätzung nach also denkbar, daß in dem südlichen Chansefeld bis Okwa herab 400 bis 500 Buschmänner leben. Das nördliche und mittlere Chansefeld dürfte verhältnismäßig spärlicher be-

völkert sein, nämlich etwa 200 bis 300 Buschmänner besitzen. Wir erhalten also für das Chansefeld die Zahl 600 bis 800. Ich möchte glauben, daß diese Zahl eher zu hoch, als zu niedrig ist.

Gehen wir nun zum Kaukaufeld über. Hier bin ich nicht in der glücklichen Lage, solche Versammlungen von Buschmännern gesehen zu haben, immerhin waren in [1]Gam in meinem Lager doch bis zu 20 bis 25 erwachsene Männer, also lebten in der Umgebung wohl mindestens 100 bis 150 Köpfe dieser Rasse. Auf dem Zug nach [2]Gabba, in den [1]Kai[1]kaibergen, am Schadum, waren wiederholt Horden bis zu 30 Köpfen, alles in allem, sichtbar. Im Kaukaufeld mögen also auch etwa 300 Buschmänner leben und ebensoviel im [2]Kungfeld und dem Gebiet des Omuramba u Omatako. Wir hätten also etwa 1500 bis 1800 Seelen in dem heutigen Hauptgebiet dieser Rasse.

Über die Bewohner der großen Omaheke zwischen dem Kaukaufeld und dem Quellgebiet des [3]Eiseb-Epukiro kann man nur soviel sagen, daß die Buren in den siebziger Jahren bei ihrem gefahrvollen Durchzug durch dieses ungastliche Land wiederholt schwere Kämpfe mit den Buschmännern zu bestehen hatten. Unter den Wagen liegend, feuerten sie auf die tollkühnen Angreifer. Einige hundert Buschmänner werden wohl sicher vorhanden gewesen sein, also mit Frauen und Kindern wohl tausend oder mehr. Mit dieser Zahl läßt sich aber nicht viel anfangen. Denn einmal war das Sandfeld in der Regenzeit gerade das Jagdfeld für die Buschmänner der umliegenden Gesteinsfelder, sodann aber war die Zahl der Buschmänner damals überhaupt noch viel größer. Ob und wieviel von ihnen während der Trockenheit in der Omaheke aushalten, ist unbekannt.

Sehr schwer abzuschätzen ist die Zahl der Bewohner des Sandfeldes südlich des Ngami-Botletle. Am dichtesten sind während der Regenzeit wohl das Hainafeld und die südlich von ihm gelegenen Gebiete bewohnt. Im Oktober 1897 nun

passierten etwa 100 Haina-Buschmänner auf ihrer Rückkehr aus dem Sandfeld unser Lager in den Kwebebergen. Mit Frauen und Kindern mag die Horde mindestens 300 bis 400 Köpfe stark gewesen sein. Nun ist es sehr unwahrscheinlich, daß die gesamte Bevölkerung des Hainafeldes den Rückweg über Kwebe genommen haben sollte. Erhebliche Bruchteile dürften direkt nach Norden und Nordosten zum Botletle gezogen sein. Es mögen also im Hainafeld vielleicht 600 bis 800 Buschmänner während der Regenzeit leben, in dem ganzen Land südlich des Ngami-Botletle aber 1000 bis 1200.

Im Mahurafeld trafen wir wiederholt Horden von 20 bis 25 Köpfen an, die Gesamtzahl der Bewohner mag einige Hundert betragen.

Wir finden demnach für die heutigen Kerngebiete der Buschmannrasse, nämlich für das ²Kung-, Kaukau-, Chanse-, Haina- und Mahurafeld, die Zahl von etwa 3000 Seelen. Mag diese Zahl auch noch so unsicher sein, so ist sie doch wenigstens auf einige zahlenmäßige Beobachtungen gestützt. Für die übrigen Gebiete versagt aber selbst die roheste Schätzung. Vielleicht könnte man sagen, daß die gesamte Buschmannrasse heutzutage höchstens 5000 bis 10000 Köpfe stark sein mag. Ihre Zahl ist aber dauernd im Rückgang begriffen. Der Händler Franz Müller, ein guter Beobachter und ausgezeichneter Kenner der Kalahari, versicherte mir, daß die Zahl der Buschmänner seit seinen Reisen im Anfang der achtziger Jahre ganz auffallend abgenommen habe. Früher hätten sie sich zu Hunderten um die Wagen gesammelt und mancherlei Felle zum Handeln gebracht, jetzt aber sehe man an denselben Plätzen immer nur wenige, oft keinen einzigen. Besonders im Chansefeld war ihm das aufgefallen. Die Ausrottung des Wildes und die Abnahme der Melonen hätten seiner Ansicht nach so ungünstig eingewirkt.

Verkommen durch Hunger wäre also der Hauptgrund für das Aussterben dieser alten Rasse.

## Körperbeschaffenheit.

Zu diesem Kapitel kann ich leider nichts Neues hinzufügen, da ich keine Messungen angestellt habe und keine Gelegenheit zum Sammeln von Skeletten hatte. Die Darstellung von Fritsch ist aber so gut und vollständig, daß ich seine Angaben fast ausnahmslos bestätigen und selten neues hinzufügen kann. In neuester Zeit hat Stabsarzt Werner (Zeitschrift für Ethnol. 1906 S. 241 ff.) sehr wertvolle anthropologische Beobachtungen und Messungen ausgeführt, die manches Interessante und Neue bringen.

An der Gestalt des Buschmanns fallen zunächst in die Augen die kindlichen Formen, die dünnen Gliedmaßen, die geringe Größe (Abb. 6 u. 9). Letztere schwankt zwischen 140 bis 165 cm. Die größten Individuen erreichen kaum unsere Mittelgröße. Große Menschen, d. h. solche von über 170 cm Größe, habe ich ganz bestimmt nie gesehen. Da ich persönlich dieses Maß besitze, so halte ich meine Schätzung für annähernd richtig. Ganz kleine Leute von 140 bis 150 cm sind aber auch keineswegs die Regel, und Schinz' Mittel, 157 cm aus 50 Messungen, dürfte wohl für die Kalahari-Buschmänner zutreffend sein, während die im Kapland kleiner waren, da Fritsch dort 144,8 cm fand. Unter den Hai ³Kum-Buschmännern des Kaukaufeldes fand Werner bei 14 Männern im Mittel 155,3, bei 17 Frauen 149,7 cm.

Abweichungen von dem allgemeinen Typus, nämlich kräftige, muskulöse Gestalten, kommen vor, aber dann sind auch meist Anzeichen von Vermischung mit Kaffern erkennbar. Auffallend ist sehr häufig die furchtbare Auftreibung des Unterleibes, eine Folge der großen Massen unverdaulicher Nahrung, Früchte und Wurzeln, die die Leute in großen Mengen zu sich nehmen. Bei Kindern ist diese Erscheinung mit am stärksten zu beobachten. Dieser „armoed penz" tritt bei schlecht genährten Individuen besonders auf, geht aber bei guter Ernährung wieder zurück. So bekamen die im Mai 1897 in Chanse in Fleisch

schwelgenden Buschmänner ganz wohlgebildete Körperformen und sahen auch rund und fett aus. In diesem Punkte möchte ich Fritsch widersprechen, der angibt, daß der Buschmann selbst bei guter Kost kein Fett ansetze. Das ist wohl nicht immer der Fall. Stark fettleibige Individuen habe ich zwar nie



Abb. 2. **Buschmannknabe** aus Kubi in Chansefeld, etwa 8—9 Jahre alt, mit „armoed penz".

gesehen — das ist wahr —, wohl aber nicht selten kräftige, wohlgenährte Leute. Auf der Tour von Chanse nach ¹Gam traf ich in ²Gonukai mit vier Buschmännern zusammen, alle vier fast mittelgroße, muskelkräftige, wohlgenährte Männer. Ihr Anblick veranlaßte meinen Buschmann zu dem Ausruf: „Sind

die Kerle fett! Die müssen viel Wild schießen!" Ebenso sahen die Buschmänner in dem wildreichen Gebiet der Tschoriloberge aus.

Die Haut ist gelbbraun, dunkler als die der Hottentotten und heller als die tief rötlichbraune, satte Farbe der Kaffern. Nach Werner ist die Gesichtsfarbe etwas heller als die des Rumpfes. Bei Bastarden kommen natürlich alle möglichen Nuancen vor. Die Haarlosigkeit und das gegerbte, lederähnliche Aussehen der Haut, das Fritsch als so charakteristisch hervorhebt, kann ich durchaus bestätigen. Selbst Achsel- und Schamhaar fehlt nach Werner fast ganz. Auffallend ist der Faltenreichtum der Haut und ihre Trockenheit. Sie ist so weit ausdehnbar, daß sie sich in Runzeln legt. Auf dem Bauch des hungrigen Buschmanns finden sich tiefe Furchen, aber diese verstreichen nach einer guten Mahlzeit, d. h. nach Einnahme von 10 bis 12 Pfund Fleisch im Laufe einer kurzen Nacht, wie ich es selbst einmal an einem meiner Buschmänner beobachten konnte. Wie Werner angibt, beruht diese Veränderlichkeit in dem extremen Schwanken der Flüssigkeitsdurchtränkung der Gewebe.

Wechseln Statur und Hautfarbe nicht unerheblich, so fällt auch am Gesicht häufig das Fehlen eines einheitlichen Rassentypus auf. Zwischen dem eckigen, rhombenförmigen Totenkopfgesicht des Hottentotten und dem runden breiten Kafferngesicht sind alle Übergänge vorhanden. Andauernde Vermischung mit Hottentotten und Negern im Westen, mit Negern im Osten ist wohl die Ursache. Indes läßt sich doch unschwer, namentlich bei den Bewohnern abgelegener Sand- und Gesteinsfelder, ein bestimmter Typus herausschälen, der weitaus dominiert und als der eigentliche Rassentypus betrachtet werden darf. (Abb. 5, 6.) Dieser Typus paßt sehr gut zu der von Fritsch gegebenen Beschreibung.

Der Schädel ist lang und platt, nach Werner aber nicht so dolichozephal, wie beim Bantu, die Stirn breit und niedrig.

Die Augen stehen gerade. Die Jochbogen sind breit und springen vor, der Nasenrücken dagegen liegt tief und ist flach. Unwillkürlich fühlte ich mich beim Anblick dieser platten Gesichter dazu veranlaßt, ihnen ein Lineal auf die Jochbeine zu legen, in der Überzeugung, es werde den Nasenrücken nicht berühren. Der Versuch mißlingt zwar, etwas ragt letzterer noch hinaus, allein viel würde nicht fehlen und der Versuch ge-



Abb. 3. ²Aukwe—Buschmann aus ²Kchautsa W. (Chansefeld).
(Aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1905).

länge. Die gleichen Beobachtungen machte Werner. Der Beobachtung entgangen ist mir die starke Auftreibung der Parotisgegend, die wohl mit der starken Inanspruchnahme der Kaumuskeln zusammenhängt (Werner).

Der Unterkiefer ist an der Basis breit, das Kinn aber nichtsdestoweniger spitz. So spitze, eckige Gesichter, wie beim Hottentotten, findet man freilich nie. Auffallend ist das oft schnauzenförmige Vorspringen des Mundes. Die Lippen sind

zugespitzt, aber viel weniger fleischig als beim Neger. Am merkwürdigsten ist das Lachen des Buschmanns. Ohne Zweifel kann er, wenn er will, mit breitgezogenem Maul grinsen (Abb. 9), wie das der Kaffer in ausgiebigstem Maße tut, am häufigsten lacht der Buschmann aber lautlos, verschämt, mit zugespitztem, nach vorn zusammengekniffenem Mund. Durch Vorhalten der Hand vor den Mund wird der Eindruck des verschämten Lachens noch erhöht. Mit diesem Lachen steht vielleicht eine Eigentümlichkeit des Buschmanns im Zusammenhang, daß er nämlich unfähig ist, die Musculi canini und incisivi zu innervieren und den mittleren Teil der Oberlippe nach oben zu ziehen. Ein Engländer machte mich auf diese Erscheinung aufmerksam, und ich fand sie allgemein.

Trotz der oft schnauzenförmig vorgeschobenen Lippen (Abb. 5) machten mir die Gesichter nicht den Eindruck von starkem *Prognathismus*. Auch *Schinz* leugnet auf Grund der äußeren Erscheinung den Prognathismus. Allein dieser ist doch wohl vorhanden, denn nach *Fritsch* ist der Knochenschädel auffallend stark prognath, und auch *Werner* betont eine deutliche alveoläre Prognathie. Caries ist nach demselben Autor selten, dagegen die Abnutzung der Zähne mit dem Alter enorm.

Die *Ohren* sind groß, Ohrläppchen wohl nie entwickelt, um so stärker aber gewöhnlich die bekannte *Darwin*sche Spitze des Affenohres.

Das *Haar* des Kopfes ist tief schwarz, gut entwickelt und wächst in den bekannten, deutlich gruppierten Knötchen. Diese Gruppierung und Knötchenbildung ist stärker als beim Kaffern. Von Barthaaren kommen Schnurrbärte nicht selten vor, sind aber schwach entwickelt, Backen- und Kinnbärte fehlen dagegen wohl stets im Gegensatz zum Bantu.

Bezüglich des allgemeinen Habitus des Körpers sind wir bereits orientiert. Nur einige bemerkenswerte Merkmale seien noch hervorgehoben. Die Hände sind klein und der schönste Teil des ganzen Buschmannkörpers. Die Füße sind auch klein,

aber breit und stets stark invertiert, dabei erschienen sie mir platt, d. h. ohne Wölbung. Wenigstens lassen die Spuren auf Plattfuß schließen. Allein Werner hat nur einmal Plattfuß beobachtet. Wie mir Stabsarzt Sander mitteilte, ist die Plattfüßigkeit in der Tat nur scheinbar, indem die Wölbung der Knochen durch Bindegewebe und Fett (?) ausgefüllt wird. Die Zehenlängen wechseln nach Werners Messungen erheblich.

Bei den Frauen ist die Form der Brustwarze auffallend (Abb. 5). Sie gleicht ganz der der kaukasischen Frau, d. h. der Vorhof ist eingesenkt und wird von der Papille überragt, während jener bei den Negerinnen birnenförmig vorspringt. Sodann fällt in die Augen die Steatopygie, die zwar nicht so ausgeprägt ist wie bei den Hottentottinnen, aber bei Frauen in gutem Ernährungszustand doch nie fehlt (Abb. 23). Diese ist natürlich um so auffallender, als der Körper sonst gar nicht zur Fettbildung neigt. Die starke Krümmung der Wirbelsäule und das davon abhängige Hervortreten der Glutäen unterstützt das Hervortreten des Fettsteißes. Werner dagegen fand bei den von ihm untersuchten Frauen der Hei$^4$kum und $^2$Kung gar keine Steatopygie und bezweifelt deshalb sogar die Verwandtschaft zwischen Buschmännern und Hottentotten — ein etwas gewagter Schluß. Über die Hottentottenschürze, die nach Fritsch nie fehlen soll, bin ich nicht orientiert. Bei den Männern fehlt Beschneidung jedenfalls stets.

### Allgemeines über soziale und politische Organisation der Buschmänner.

Die Erkennung verschiedener Stämme und Völker unter den Eingeborenen von Seiten der Reisenden erscheint uns auf den ersten Blick als etwas Selbstverständliches, da in der Tat weitaus bei der Mehrzahl der Rassen und Völker sichtbare, greifbare Unterschiede zu bestehen pflegen, z. B. in der Tracht, in der Bauart der Häuser, in den Geräten des täglichen Lebens, ganz abgesehen der Verschiedenheit der Stammnamen, von der

scharfen Abgrenzung der politischen Gemeinschaften und dem Vorhandensein fester Städte mit Häuptlingen und Beamten. Auch ohne Sprachstudien zu treiben, kann der Reisende daher leicht die verschiedenen Stämme auseinanderhalten.

Bei den Buschmännern ist alles anders. Kleidung und Wohnung sind von einer rührenden Einfachheit und Übereinstimmung. Feste Städteanlagen und politische Grenzen scheinen ganz zu fehlen, und auch die Sprachen mit ihrer Aneinanderreihung von Schnalzlauten machen alle zunächst einen so gleichartigen lächerlichen, absonderlichen Eindruck, daß man sie kaum als menschliche Sprache anerkennen möchte. Müssen wir es doch noch im Jahre des Heils 1897 erleben, daß ein akademisch gebildeter deutscher Arzt und Forschungsreisender, der die Verbreitung der Buschmänner jenseits des Okawango festzustellen das Glück hatte, sich damit begnügt, über ihre Sprache einige spöttische Bemerkungen zu machen, statt mit Verständnis für das Problem aus ihrer Sprache Worte aufzuzeichnen!

So ist es denn gekommen, daß man von verschiedenen Buschmannvölkern nichts gewußt hat, bis die Sprachforschung ihr Vorhandensein entdeckte. Noch schwieriger war die Erkenntnis ihrer sozialen und politischen Organisation, die, wie ich glauben möchte, bis zum heutigen Tage noch nicht völlig erkannt worden ist. Die Gründe dafür wurden bereits besprochen. Die Buschmänner sind zuerst in dem Süden studiert worden, wo sie unter ganz abnormen Verhältnissen als verdrängte, gehetzte, rechtlose Räuber und Mörder gegen alle umwohnenden Völker einen Verzweiflungskampf führten. Aber selbst im Herzen der freien Buschmanngebiete ist niemals von Buschmannvölkern die Rede. Weder bei Andersson, noch bei Baines, noch bei Chapman findet man auch nur die leiseste Andeutung davon, daß im Chansefeld verschiedene Stämme mit politischen Organisationen vorhanden gewesen seien. Erst Schinz führt die Namen und die Verbreitung mehrerer Stämme an und spricht von Kapitänschaften als be-

deutungslosen Verbänden. Auch diese Erscheinung ist leicht verständlich. Dem Reisenden fielen lediglich umherstreifende Horden oder einzelne Individuen auf, die keine feste Ansiedlungen haben und ein Nomadenleben führen. Heute kamen sie zum Wagen, morgen waren sie wieder fort. Niemals erschien ein Buschmannhäuptling, der sein Recht auf das Land und das Wild geltend machte. Die Folge davon war, daß man ganz allgemein annahm, daß die Buschmänner überhaupt keine andere Organisation kannten als die der Familie, und in Horden, ähnlich Pavianherden, auf der Suche nach Nahrung herumzögen. Feste Wohnsitze und Grundbesitz innerhalb eines Stammes schienen nicht zu existieren. Dabei ist aber übersehen worden, daß die Anwesenheit eines europäischen Jägers und Händlers die bestehenden sozialen Verhältnisse vorübergehend erschütterte und auf die Buschmänner wirkte wie ein Vogelschießen auf ein thüringisches Städtchen oder der Karneval auf die ehrsamen Bürger der löblichen Stadt Köln. Da ist auch manches gestattet, was sonst nicht erlaubt ist. Die Schranken des Grundbesitzes, der Jagdgesetze, der Familien- und Häuptlingsrechte, fielen vorübergehend fort infolge des Reichtums, der sich auf das Volk ergoß. Dieser Reichtum war das Übermaß an geschossenem Wild, das man umsonst erhielt, und das Übermaß an Schmuck- und Luxusgegenständen, die man für Felle, Elfenbein, Straußenfedern u. a. eintauschen konnte. War der Wagen vorbei, so kamen die sozialen Verhältnisse wieder ins alte Gleis. Daher kommt's, daß auch die ersten Reisenden, wie Andersson, Baines, Chapman, Livingstone u. a., die vermutlich noch recht ursprüngliche Verhältnisse vorfanden, nichts über die soziale und staatliche Organisation der Buschmänner, ja selbst nichts über Stämme und Völker mit verschiedener Sprache berichten.

Wir wollen nun sehen, inwieweit die bisherigen Darstellungen über die Buschmänner richtig sind und inwieweit sie modifiziert werden müssen.

## Die wichtigsten Völker der Kalahari.

Erklärung:

Grenzen.

Buschmannstämme mit unbekannten Namen.

Die *Kaukau-Buschmänner* bewohnen den Nordosten von Deutsch-Südwestafrika, den unteren Omuramba u Omatako und reichen anscheinend in das Otawigebiet und westliche Damaraland hinein. Nach Osten hin gehört ihnen das $^2$Kungfeld bis zum Okawango, das Kaukaufeld, das westlichste Okawangobecken, und anscheinend die ganze Omaheke bis herab nach Rietfontein am Epukiro und Olifantskloof. Die Grenzlinie gegen die Ngami-Buschmänner, die östlich von ihnen wohnen, ist, soweit bekannt, folgende:

Von Rietfontein läuft sie direkt nach Chanse, so daß Kwachara$^3$nei, Sseríbes, $^2$Kchautsa W. und Chanse ins Kaukaugebiet fallen. Von Chanse geht die Grenze nach NNW., und erreicht halbwegs zwischen $^2$Kóe und $^2$Gabba den Südrand des Kaukaufeldes. Sie wendet sich nun nach NNO., denn das südliche Kaukaufeld gehört sicher den Kaukau, ebenso die Schadumquellen (Gnuquelle usw.). Dagegen liegen die Tschoriloberge bereits außerhalb ihres Gebietes. Die weitere Grenze ist nicht bekannt. Wahrscheinlich geht sie von den genannten Bergen nach Osten zum Tauchesumpfland. Dieses selbst wird bis zur Kataraktenzone von Andara hinauf von Ngami-Buschmännern bewohnt. Über den weiteren Verlauf der Grenze nach Osten sind wir nicht orientiert.

Die Kaukau-Buschmänner gehen also sicher bis Rietfontein hinab, ob noch weiter südlich, ist unsicher, wie wir sehen werden.

Die *Ngami-Buschmänner* wohnen östlich der beschriebenen Grenzlinie. Im südlichen Chansefeld leben sie zum Teil gemischt mit Kaukau und gehen herab bis Okwa. Die weitere Grenze ist nicht bekannt. Nur soviel scheint sicher zu sein, daß das Sandfeld östlich der Linie Okwa—Sandpits ihnen gehört, dagegen im Bakalaharifeld andere Völker wohnen. Ihre Ost- und Nordgrenze ist ganz ungewiß. Sie bewohnen das Okawangobecken und das Mahurafeld. Die Buschmänner des westlichen Bamangwatolandes sprechen noch ihre

Sprache. Wahrscheinlich gehört ihnen auch das Sandfeld zwischen dem Bakalaharifeld und dem Botletle-Makarikaribecken, mindestens der nördliche Teil. Ob sie aber bis zum Kwando-Sambesi und ins Matabeleland hineingehen, ist unbekannt.

Diese beiden großen Völker zerfallen nun in eine Anzahl von Stämmen, ähnlich den alten Germanen, die alle die gleiche oder höchstens dialektisch verschiedene Sprache reden und sich jedenfalls untereinander besser verständigen als ein Schwabe und ein Mecklenburger.

a. Die Stämme der Kaukau-Buschmänner.

Die Kaukau-Buschmänner umfassen folgende Stämme. Im Süden wohnen die $^{2}$Aukwe, ein starker Stamm, dessen Südgrenze wohl zwischen Rietfontein und Olifantskloof liegt und nach Norden bis $^{1}$Gam und $^{2}$Garu reicht. Wahrscheinlich bewohnt er auch das Debrafeld und das wasserlose Sandfeld südlich davon. Nordöstlich von ihm wohnen die Ssu$^{2}$gnắssi. Ihre Wohnsitze beginnen bereits in $^{2}$Koa$^{2}$nacha. $^{1}$Kai$^{1}$kai, $^{2}$Gautscha und $^{2}$Kchautsa liegen in ihrem Gebiet, das über den Schadum hinausgeht.

Nordwestlich von $^{2}$Aukwe und Ssu$^{2}$gnassi wohnt das große Volk der $^{2}$Kung, das den ganzen Rest des Landes, vom unteren Omurambo u Omatako bis zur Kataraktenzone von Andara, zwischen dem Okawango und $^{2}$Kaudum inne hat. Sie bewohnen nach Jotka auch das Sandfeld zwischen Grootfontein und dem Kubango.

Die westlich und südwestlich von ihnen wohnenden Hei-$^{4}$kum (Hei$^{4}$umga) sind, wie Werner nachgewiesen hat, mit den $^{2}$Kung eng verwandt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß außer diesen vier großen Stämmen noch kleinere vorhanden sind. So soll nördlich des $^{2}$Kaudum (etwa 20° 45′ ö. L.) der Stamm der $^{2}$Gan$^{2}$gai wohnen. Die Buschmänner, die ich an der Vley $^{2}$Gonúkai zwischen $^{1}$Gam und der Grootlaagte traf, wurden mir in $^{1}$Gam als „Ku-

*kau*“ bezeichnet. Da aber der betreffende Buschmann, der diesen Namen nannte, die Hottentottensprache redete und anscheinend früher viel mit Buren verkehrt hatte, so ist es nicht unmöglich, daß er die Bezeichnung „Kaukau“ für die im Nordwesten des Chansefeldes wohnenden Buschmänner kannte. Immerhin ist es denkbar, daß im westlichen Okawangobecken noch ein besonderer Stamm der „Kukau“ sitzt, dessen Wasserplätze während der Trockenzeit freilich bis jetzt unbekannt wären. Damit würde der Umstand erklärt werden, daß die [2]Aukwe von Chanse eine ganz auffallende Furcht vor den zwischen der Grootlaagte und [1]Gam befindlichen Buschmännern hatten. Denn eine solche Furcht besteht gewöhnlich nur zwischen fremden Stämmen.

### b. Die Stämme der Ngami-Buschmänner.

Die *Ngami-Buschmänner* zerfallen gleichfalls in eine Anzahl von Stämmen, die sich zwar alle untereinander ganz leicht verständigen können, allein nach Osten hin verändert sich die Sprache und wird dialektisch immer stärker verschieden. So kann man anscheinend drei von Westen nach Osten aufeinanderfolgende Zonen unterscheiden.

Im Westen wohnen die [4]Aikwe, Tsaukwe, [2]Amkwe und [2]Gokwe. Die [4]Aikwe haben in dem Dreieck Kwachara[3]nei—Chanse—Okwa ihre dauernden Wasserplätze. Ihr Jagdfeld erstreckt sich östlich der Linie Okwa—Chanse am Letyahau entlang, vielleicht auch südlich von Okwa, tief ins Sandfeld hinein. Nördlich von ihnen wohnt der einst große und starke Stamm der *Tsaukwe*, deren Dauergebiet das mittlere und nördliche Chansefeld ist. Ihr Jagdgebiet erstreckt sich nach Nordwest bis jenseits [2]Gabba, nach Südost wahrscheinlich bis zum Letyahau. Mit ihnen gemeinsam bewohnen das nördliche Chansefeld die [2]*Amkwe*, in deren Jagdgebiet die [1]Audji-Berge liegen. An die Tsaukwe schließen sich die [2]*Gokwe* an. Die Sprachen beider sollen sich nur sehr wenig voneinander unter-

scheiden. Ihre Dauergebiete liegen am Westrand des Tauchesumpflandes, also in der von Bantu besiedelten Zone, das Regenzeitgebiet liegt aber westlich davon. Ihnen gehören auch die Tschoriloberge, um deren Besitz sie oft mit den Ssu$^{2}$gnassi und Batauana gefochten haben. Eingeklemmt zwischen diesen beiden feindlichen Völkern, ist ihre Lage natürlich eine recht ungünstige.

Einen von den genannten vier Stämmen abweichenden Dialekt sprechen zweitens diejenigen Buschmänner, die am Ngami-Botletle ihre Rückzugsgebiete haben: die $^{1}$*Tánnekwe*, $^{2}$*Dekwe* oder $^{2}$*Dukwe* und die *Tsérekwe*. $^{2}$*Dukwe* und *Tsérekwe* leben während der letzten, trockensten Monate, Oktober und November, am Ngami und Botletle. Während der Regenzeit aber wandern sie ins Hainafeld und weiter hinaus zum Letyahau, wo sie in den unendlichen Sandfeldern mit $^{2}$Amkwe, Tsaukwe und $^{4}$Aikwe gemeinsam jagen. Von den $^{1}$*Tannekwe*, d. h. Fluß-Buschmännern, lebt ein Teil am Ngami und in der Steppe südlich und westlich des ehemaligen Sees. Weitaus der größte Teil bewohnt aber das Sumpfland des Okawangobeckens, gemischt mit Bantu, und redet einen Dialekt, den mein $^{4}$Aikwe-Buschmann nicht leicht verstand.

Zwischen diesen großen Stämmen wohnen anscheinend noch kleinere. So gehören die Kwebeberge dem Stamm der $^{2}$*Kábakwe*, deren Jagdfeld bis ans Hainafeld heranreicht. Es mögen aber noch andere vorhanden sein.

Im Mababefeld soll der Stamm der *Schikére* wohnen, von dem wir nichts wissen, dessen Namen ich sogar nur unter Vorbehalt anführen kann, da ich ihn nur aus dem Munde *eines* Berichterstatters hörte.

Gleichfalls verhältnismäßig abweichend ist drittens die Sprache der Matéte und Mahúra — so werden sie von den Bantu genannt —, die das Sumpfgebiet des Botletle und seine Ufer bewohnen. Die letzteren, von deren Dialekt einige Worte im Anhang mitgeteilt sind, sprechen ein mit Bantuworten ge-

mischtes Kauderwelsch, aber auch die Buschmannworte weichen z. T. von der [4]Aikwe-Sprache ab. Teile desselben Volkes sollen die Steppe zwischen dem Botletle und dem Bamangwatoland bewohnen.

Bei Mohíssa im westlichen Bamangwatoland notierte ich einige Worte der dortigen Buschmänner. Ihre Sprache lehnt sich eng an die der Ngami-Buschmänner an. Einzelne Worte sind allerdings verschieden, wie z. B. die Worte für Wasser, Pferd, Kopf, gefleckte Hyäne, Giraffe. Andere Worte weichen zwar von dem Dialekt der [4]Aikwe ab, stimmen aber mit dem der Mahura überein, z. B. die Worte für Topf und Zahl (siehe Wörterverzeichnis).

Auffallend ist vor allem aber der Übergang der Konsonanten g, k, ch und kch der [4]Aikwe-Sprache in t, ts, tsch, tschch, ds bei den Buschmännern von Mohíssa, z. B. in den Worten für Auge, Elefant, Fuß, Nase, Ochse, Schaf, Zahn (?). Es hat sich also am Ostrand der mittleren Kalahari bereits ein abweichender Dialekt entwickelt, aber die Sprache der Ngami-Buschmänner ist trotzdem unverkennbar, und mit vollem Recht wird man seine Träger diesem großen Volk angliedern.

Interessant ist es übrigens, daß das Wort für Wasser, kchoé'ka, anscheinend denselben Stamm hat wie das entsprechende Wort — kcho — bei einem früheren Stamm im Bassutoland, das Arbousset und Daumas (Relation de Voyage d'Exploration, Paris 1842) überliefert haben. Die Anlehnung der Mohissa-Buschmänner an ein ehemaliges größeres, jetzt verschwundenes, östlich der Kalahari ansässig gewesenes Buschmannvolk wäre recht wohl denkbar.

### Stammesmarken.

Alle Buschmänner haben schwarze Striche in dem Gesicht eintatuiert, teils senkrecht auf der Stirn über der Nase, teils horizontale Striche über den Augen und Schläfen, oder bogenförmige auf den Wangen. Der Barolongjäger Peter Ssebicho,

der die Buschmänner sehr genau kennt, machte mich darauf aufmerksam, daß es Stammesmarken seien, und seine Angaben fand ich bestätigt insofern, als nach übereinstimmender Aussage anderer Gewährsmänner die Marken wirklich Stammesmarken sein sollen. Ssebicho beschrieb mir die Marken der Buschmannstämme des Chansefeldes und frug auch anwesende Buschmänner direkt danach, die auch positive Antworten gaben, allein es war mir doch nicht möglich, Klarheit zu schaffen. Denn bei jeder Horde kommen die verschiedensten Marken vor. Ich halte es immerhin für wahrscheinlich, wenn nicht sicher, daß bestimmte Stammesmarken existieren. Allein die Stämme mischen sich massenhaft durch Heirat, indem der Mann zur Horde seiner Frau übersiedelt. Selbst unter feindlichen Völkern kommen Heiraten vor. So war der Häuptling der $^{2}$Gokwe, die ich in den Tschorilobergen fand, der Sohn eines $^{2}$Gokwe (Ngami-Buschmänner) und einer Ssu$^{2}$gnassifrau (Kaukau-Buschmänner) und in $^{1}$Kai$^{1}$kai aufgewachsen. Erst später, als nach dem Tode seines älteren Bruders ihm die Würde eines Häuptlings zufiel, war er zu dem Stamm seines Vaters gekommen. So mag sich das Fehlen einheitlicher Marken bei den Mitgliedern eines Stammes erklären.

Werner fand bei den Hei$^{4}$kum drei Arten von Tatuierung:

1. Eine Schmucktatuierung aus parallelen Längsschnitten von 1 cm Länge im Gesicht auf Wangen, Schläfen und Stirn, aber auch auf dem Körper.

2. Eine tiefere und stärkere Stirntatuierung bei allen Hei$^{4}$kum, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts aus 2 cm langen senkrecht stehenden parallelen Schnitten zwischen den Augenbrauen.

3. Die Antilopentatuierung, d. h. kleinere Stücke von Antilopenfleisch werden unter die Haut gebracht und dienen als Zaubermittel, um die Schnelligkeit von Antilopen zu erhalten.

Nr. 3 ist augenscheinlich die auf S. 109 erwähnte Tatuierung der $^{4}$Aikwe. Die zweite Tatuierung ist aber wohl

Stammeszeichen. Damit stimmt überein, daß nach Ssebicho die Kaukau alle einen senkrechten Strich als Stammesmarke tragen und dieser tatsächlich auch weit verbreitet ist.

Über die Buschmänner der Nord-Kalahari sind wir ganz ungenügend orientiert und kennen von ihnen eigentlich nur Namen von Stämmen, und oft selbst diese nicht einmal. Die Buschmänner des Madenassafeldes sind uns z. B. nicht bekannt und der Name Schikére für die des Mababe-Gebiets fraglich. In der nördlichen Kalahari sollen nach der Karte von Langhans zwischen Kwito und Kwando die Magogoro (Makouka)-Buschmänner wohnen. Sollten das Kaukau sein? Mehr Zutrauen verdient wohl die Angabe Seiners, daß sie Makwengo heißen. Die Hai$^4$umga oder Hei$^4$kum sind dagegen sicher Verwandte der $^2$Kung und gehen wohl noch in die Nord-Kalahari hinein.

Nicht viel mehr weiß man von den Buschmännern der Süd-Kalahari.

Südlich der $^4$Aikwe wohnen die $^2$Kung, ein scheuer Buschmannstamm, der eine besondere, den $^4$Aikwe und $^2$Aukwe unbekannte Sprache sprechen soll. Die $^2$Kung sollen nach den Angaben meines $^4$Aikwe-Buschmannes Koschep ein Stück Holz in der Nasenscheidewand tragen. Nach Peter Ssebicho und dem Engländer Mr. Priest, der sie selbst gesehen hat, tun das aber die Ma$^2$gwikwe, die zwischen den Bakalahari im Bakalaharifeld westlich des Bakwenalandes wohnen, und zwar wahrscheinlich nur die Frauen dieses Volkes. Letztere Angabe halte ich für zuverlässig. Diese Ma$^2$gwikwe sollen wiederum eine andere Sprache sprechen.

Sehr interessant ist es, daß am Westrande der Kalahari im Groß-Namalande ein Buschmannstamm der „Nasenstockträger“ wohnen soll, die gleichfalls in der Nasenscheidewand ein Stück Holz tragen. Nach Hahns Kartenskizze liegt ihr Gebiet im heutigen Veldschoendragerland, wo die neuesten Karten keine Buschmänner aufführen. Wohl aber wohnen

etwas östlich die Hei [3]Guin, die möglicherweise mit jenen identisch sind. Ob die „Nasenstockträger" und die Ma[2]gwikwe ein Volk bilden, ist unbekannt. Ist es der Fall, dann würde ein drittes großes Buschmannvolk die Süd-Kalahari zwischen Groß-Namaland und dem Bakwenalande bewohnen.

Die Existenz so großer Buschmannvölker ist in den südlichen Gebieten anscheinend ganz unbekannt. Hören wir, was Th. Hahn, dieser vorzügliche Kenner südafrikanischer Völker, sagt: „Die Sprachen — unrichtig ist es, Dialekte zu sagen — der Buschmänner sind sehr mannigfaltig; so viel kleine Stämme oder abgeschlossene Familien es gibt, so viel grundverschiedene Idiome gibt es. Es ist Tatsache, daß Stämme, die durch einen Fluß nur getrennt sind, oder von denen die einen die diesseitigen, die anderen die jenseitigen Höhlen eines Gebirgszuges bewohnen, sich durchaus nicht verstehen können; der Wortschatz der einen hat die größten Abweichungen in der Wurzel gegenüber der anderen Sprache."

Hahn sucht diese Erscheinung zu erklären einerseits durch die Zersplitterung der Jägervölker in viele Stämme, sodann durch die schnelle Umwandlung der Sprachen. Hierfür führt er als Beispiel an die Beobachtung Moffats über die schnelle Umwandlung des ein Buschmannleben führenden Betschuanenstammes der Balala.

Ich bezweifle sehr die Richtigkeit dieser Erklärung. Die Ngami-Buschmänner und Kaukau bewohnen, jedes Volk für sich, ein Gebiet so groß wie Süddeutschland einschließlich Elsaß-Lothringens und sprechen doch nur dialektisch abweichende Sprachen trotz der Zersplitterung in kleine Stämme und trotz des Jägerlebens. Ich möchte vielmehr annehmen, daß in den von Bantu, Hottentotten und Weißen beherrschten Gebieten, die im Bereich der großen südafrikanischen Wanderstraßen liegen, infolge der beständigen jahrhundertelangen Völkerverschiebungen, an denen die Buschmänner notgedrungen teilnehmen mußten, zahlreiche, zu kleinen Stämmen reduzierte

Buschmannvölker in dem äußersten Süden des Kontinents zusammengetrieben worden sind, wie das Wild bei der Treibjagd in einem südafrikanischen Kchoppo. In der Kalahari dagegen, dem Gebiet der relativen Ruhe und Stagnation, haben sich die großen Völker erhalten.

Wir kennen Sprachproben von den Nasenstockträgern des Groß-Namalandes, von den $^{2}$Nusan des Rietfonteiner Gebiets, von den Kchuai in der Kapkolonie, von einem Stamm im Bassutoland, dessen Name nicht bekannt ist, von dem aber Arbousset und Daumas Sprachproben gesammelt haben, und schließlich vom Missionar Wuras im Freistaat gesammelte Proben, die sich in Kapstadt befinden sollen, aber nie veröffentlicht worden sind.

Wenn ich sagte, die Kalahari sei ein Gebiet der Ruhe, so ist das nur relativ richtig. Auch hier haben Bewegungen stattgefunden. Auffallend ist schon das Übergreifen der $^{2}$Aukwe auf den Nordrand des südlichen Chansefeldes, wo sie einen Teil der $^{4}$Aikwe jetzt beherrschen. Das deutet auf eine Einwanderung aus Nordwesten hin. Eine solche wird aber zur Gewißheit, wenn wir die Ortsnamen des Kaukaufeldes betrachten, die zum Teil der Sprache der Ngami-Buschmänner entlehnt sind. $^{1}$Gautscha heißt z. B. „Büffelwasser“, $^{1}$Gam bedeutet „Dorn“, $^{2}$Koa$^{2}$nacha „Elefantenzahn“; die Namen $^{2}$Kchautsa und $^{2}$Dobe finden sich auch im Gebiet der Ngami-Buschmänner wiederholt vor. Sogar im Ochimpolosandfeld, unter dem 18.° südl. Br., haben wir noch einen $^{1}$Gaudum, die Büffellaagte der Buren. Das ist zweifellos ein der Sprache der Ngami-Buschmänner entlehntes Wort, nämlich $^{1}$Gau = Büffel, Dum = Laagte. Die Buren haben das Wort auch sofort ganz richtig übersetzt — Buffellaagte — ebenso wie $^{1}$Gautscha = Buffelpan.

Diese Ortsnamen beweisen meiner Schätzung nach, daß die Ngami-Buschmänner einst das Kaukaufeld bewohnt haben, aber nach Südosten zurückgedrängt worden sind.

## Die soziale Organisation der Stämme.

Das Gebiet, das die einzelnen Buschmannstämme innehaben, zerfällt in kleinere Reviere — $^{2}$gnu —, die je einer Familie — $^{4}$ai — gehören. An der Spitze jeder Familie oder Horde steht der $^{4}$aicha, d. h. Häuptling. Entsprechend den klimatischen Verhältnissen, dem Wechsel von Regen und Trockenzeit und dem daraus notwendigerweise folgenden Nomadenleben hat jede Familie zwei verschiedene Bezirke, einen in der Nähe der dauernden Wasserplätze und einen im Sandfeld. Wir finden bei ihnen also genau die gleichen Verhältnisse wie bei den Buren der westlichen Kapkolonie, die je eine Winterregenfarm in den Gebirgen des Westens und eine Sommerregenfarm in der Karru im Osten haben. In Transvaal geht die Wanderung mit dem Beginn der Trockenzeit aus dem Hochfeld, wo man im Sommer lebt, hinab ins Buschfeld.

Am ausgesprochensten ist der Gegensatz zwischen beiden Regionen natürlich in dem trockenen Süden. So haben die Ngami-Buschmänner durchweg scharf abgetrennte Winter- und Sommerquartiere, wie wir bereits gesehen haben, teils an den Kalkpfannen des Chanse- und Mahurafeldes, teils an den Flußläufen des Tauche-Botletlesystems. Als Jagdgebiet während der Regenzeit dient das weite Sandfeld, das von dem Bett des Letyahau durchzogen wird. Bis zu einer gewissen, jedenfalls bedeutenden Entfernung ist es in $^{2}$gnudji, d. h. Familiendistrikte, eingeteilt und direkter Besitz des Stammes und der Familien. In den zentralsten Teilen scheinen aber gemeinsame Jagdgründe vorhanden zu sein. Denn dort jagen die verschiedenen Stämme der Ngami-Buschmänner, die $^{4}$Aikwe und Tsaukwe, $^{2}$Amkwe, $^{2}$Dukwe und Tsérekwe friedlich nebeneinander.

Eine gleich scharfe Trennung zwischen Regenzeit- und Trockenzeitgebieten finden wir auch bei den südlichsten Kaukau-Stämmen. Die $^{2}$Aukwe finden an den Pfannen und Quellen nördlich der Linie Rietfontein—Chanse einen festen Halt und in dem südlichen Kaukaufeld zwischen $^{2}$Garu und $^{2}$Kum$^{2}$ganni.

Ihr Sandfeld ist die gefürchtete Omaheke zwischen 'Gam und Olifantskloof. Ähnlich ist es bei den Ssu$^2$gnassi zwischen $^2$Koa$^2$nacha und den Schadumquellen im nördlichen Kaukaufeld, die während der Regenzeit östlich und westlich des Pfannengebiets in dem Sandfeld jagen.

Im $^2$Kungfeld ändern sich die Verhältnisse aber erheblich. Ausdauernde Wasserstellen sind in dem ganzen Land zahlreich. Wir dürfen also wohl annehmen, daß hier das Wander-



Abb. 4. Geierpfanne bei Kubi im Chansefeld. Pfannensandsteinfläche, am Ende der Regenzeit mit Wasser gefüllt.

leben nicht mehr so notwendig ist und infolgedessen ein seßhafteres Leben geführt wird. Das Oschimpolofeld freilich wird während der Trockenzeit aus Wassermangel noch geräumt, und die Buschmänner ziehen sich auf den Kubango im Gebiet der Owakwangari zurück.

Die Einteilung des Landes in $^2$gnudji ist streng durchgeführt, und es bestehen ganz bestimmte Gesetze über die Eigentumsrechte der Familien untereinander.

Die Einteilung der Buschmänner in Familien ist bereits seit langem bekannt, wie wir schon wissen. Dagegen habe ich noch nirgends eine Notiz darüber gefunden, daß auch der Grund und Boden gesetzmäßig verteiltes Eigentum der Familien ist. Das ist aber ein Punkt von ungeheurer Wichtigkeit. Denn erst bei Berücksichtigung dieser Tatsache kann man einen klaren Einblick in die soziale Organisation der Buschmänner gewinnen. Der Begriff des zigeunerhaften, gesetzlosen, unstäten Wanderlebens fällt fort, und statt dessen erkennen wir ganz bestimmte, gesetzmäßig geordnete, auf festem Grundbesitz gegründete soziale Verhältnisse. Wie bei den Buren der Kolonie und Transvaals vollziehen sich die Wanderungen mit dem Wechsel der Jahreszeiten und der Nahrungsverhältnisse. Unsere Vorstellung von dem Kulturzustand der Buschmänner wird dadurch auf eine ganz bestimmte Basis gestellt, und wir haben damit jedenfalls erst die Grundlage gewonnen, um das Leben und Treiben der vagabondierenden Horden zu verstehen. Es finden sich bei ihnen also ähnliche Verhältnisse, wie bei den Australiern, deren soziale und politische Verhältnisse man auch erst spät erkannt hat.

## Kleidung und Schmuck, Geräte und Wohnungen.

Wir wollen nun dazu übergehen, den Kulturbesitz der Buschmänner nach Kleidung, Schmuck und Geräten kennen zu lernen. Derselbe ist außerordentlich dürftig, entsprechend der Hast und Unruhe des Nomadenlebens. Gegenstände, die die Behaglichkeit des Lebens erhöhen, fehlen. Es mangelt wohl weniger an Zeit, sie herzustellen, als vor allem an der Möglichkeit, sie zu benutzen, zu genießen. Das rauhe Wanderleben duldet nur die einfachsten, leicht zu transportierenden Geräte und Schmuckgegenstände. Die Familie muß jeden Augenblick bereit sein, all ihr Eigentum fortzutragen. Die Gleichartigkeit des Lebens in den weiten Steppen und die

Gleichartigkeit des verfügbaren Materials hat nun naturgemäß auch eine große Übereinstimmung in dem Gerät des täglichen Lebens zur Folge, und deshalb finden wir bei allen Buschmännern vom Okawango bis zur Karru fast die gleichen Gegenstände. Die große Gleichheit des Kulturbesitzes hat, wie wir sahen, ganz wesentlich die Erkenntnis erschwert, daß die Buschmannrasse in zahlreiche Völker zerfällt.

Die Kleidung der Männer ist außerordentlich primitiv. Keinem fehlt das Schamtuch — ²kai —, ein Ledertuch mit drei Zipfeln, von denen zwei als Gürtel um die Lenden, der dritte aber zwischen den Beinen durchgezogen wird (Abb. 16). Alle drei Zipfel werden dann hinten zusammengeknüpft. Nach Werner besteht das Schamtuch bei den Hei⁴kum aus einem ledernen Lendenlappen, der vorn und hinten an einem um die Taille gegürteten Riemen befestigt ist. Diese Tracht, die ich selbst nicht beobachtet habe, erinnert an die der Herrero und mag von ihnen entlehnt sein. Auch die Makwengo des Mabulafeldes tragen, nach Photographien von F. Seiner zu urteilen, die langen Tücher der Mambukuschu.

Das nächste kaum je fehlende Bekleidungsstück ist der Ledermantel — ²nau —, ein rechteckiges Leder, groß genug, um den Buschmann beim Schlafen zu bedecken (Abb. 6). Es wird meist mit Lederbändern, die an zwei Ecken befestigt sind, über der rechten Schulter zusammengeknüpft, so daß es über dem Rücken herabhängt und die linke Schulter bedeckt oder auch freiläßt. Auch über beiden Schultern wird es getragen und unter dem Kinn zusammengeknüpft, je nach Laune und Absicht des Trägers. Der Kopf ist meist unbedeckt, allein nicht selten sieht man auch Mützen aus Fellen, die Haare nach außen gekehrt (Abb. 17), ja sogar Strohhüte kommen vor. Letztere sind vielleicht von den Bantu übernommen worden. Sicher ist das bei Lederjacken der Fall, die man sehr selten einmal im Besitz von Buschmännern findet, und zwar in der Nähe von Bantudörfern (Abb. 7, 9). Erwähnen wir nun noch Ledersandalen — ³nabo —,

die aber eher Ausnahme als Regel sind, so ist damit der Bedarf an Kleidungsstücken erschöpft.

Ebenso armselig wie die Kleidung ist der Schmuck Ketten aus weißen, roten, blauen Glasperlen trägt man um den Hals neben den ²Chore-Ketten (Abb. 17). Diese bestehen aus



Abb. 5. ⁴Aikwe-Frau aus Chanse.
(Aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1905.)

runden Scheiben von Straußeneierschalen, die durchbohrt sind und auf Fäden gereiht werden. An den Armen oberhalb der Handgelenke, sowie zwischen Biceps und Deltamuskel trägt man Ringe aus Fellstreifen, aus Leder oder auch aus geflochtenem Gras und feinem Messingdraht, oder schwarze dünne Ringe,

die aus den Schwanzhaaren des Elefanten und Gemsbocks geflochten sind.

Die Haare läßt man zuweilen wachsen und schmückt sie mit lose eingesteckten Federn (Abb. 9). In den meisten Fällen werden sie aber stellenweise rasiert. Am häufigsten ist das Abrasieren der untersten Partien, so daß das Haar eine Kappe mit glattem Unterrand bildet (Abb. 7, der zweite von rechts von den stehenden Männern). Oder es wird außerdem eine Tonsur gemacht, so daß das Haar einen Ring bildet. Man sieht aber auch Leute, deren Kopf bis auf einen Schopf über der Stirn oder einem Kamm in der Winkellinie des Scheitels glatt rasiert ist. Man wechselt wohl häufig nach Mode und Schönheitsbedürfnis. Steht Fett zur Verfügung, so wird das Haar damit übermäßig eingesalbt, zuweilen vermischt mit rotem Eisenoxyd. Daß auch der ganze Körper eingerieben wird, ist von mir selbst nie, wohl aber von Baines beobachtet worden, und im Süden liebt der Buschmann die „Buchusalbe" ebenso wie der Hottentott.

Von sonstigen Schmucksachen sind Ohrringe erwähnenswert, nämlich Stücke von Eisendraht, die die Form der „Reiterchen" haben, wie sie bei chemischen Wagen als Gewichte im Gebrauche sind. Die Öse umgibt dabei das Ohrläppchen, wie es die Abbildung 3 zeigt.

Amulette werden häufig getragen. Werner zählt mehrere Arten auf, so z. B. Stücke von Antilopenfleisch und -ohren, die Jagdglück bringen, ein Stück Wurzelholz, das die Sehkraft erhöht, und kleine hölzerne Orakelstäbchen.

Die Ausrüstung des Buschmanns, die er gewöhnlich mit sich trägt, ist im allgemeinen folgende (Abb. 6): An einem Lederband hängt eine kleine Ledertasche, die alle möglichen Kleinigkeiten enthält, z. B. die Tabakspfeife, d. h. einen fingerlangen Röhrenknochen, Tabak, Dacha (Hanf), ein kleines Horn mit Salbe, ein Messer, d. h. ein Eisenstück oder vielleicht sogar als kostbaren Besitz ein europäisches Messer. Eine 10 bis 20 cm lange Eisennadel, die in einer Lederscheide steckt und



Abb. 6. [4]Aikwe aus Chanse.
(Aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1905.)

beim Nähen von Fellen oder zum Ausziehen von Dornen benutzt wird, wird auch in die Tasche gesteckt oder hängt an einer Schnur am Hals oder auch am Mantel. Die wichtigsten Gegenstände, die bei keinem feldmarschmäßig ausgerüsteten Buschmann fehlen, sind die Köchertasche, der Köcher und der Bogen (Abb. 6). Die Tasche ist ein einfacher Ledersack, in dem der Köcher eingenäht ist. Die Tasche dient zur Aufnahme der gesammelten Gegenstände, Knollen, Wurzeln usw., beherbergt außerdem den so außerordentlich wichtigen und nie fehlenden Spatenstock, der am untern Ende spatenförmig auf einer Seite abgeflacht ist, ferner die beiden Feuerhölzer und einige Giftstäbchen, eventuell Steine zum Schleifen von Eisenstücken oder zum Glätten von Knochenstücken bei der Verarbeitung der Pfeilspitzen, ein eisernes Beil, das als Gerät und Waffe benutzt wird. Der in die Ledertasche genähte Köcher ist armdick, besteht aus einem ausgehöhlten Stück Holz, aus Bambus (?) oder Hirserohr, oder auch aus Baumrinde, und ist in letzterem Falle mit Leder überzogen, das den Boden bildet. Auch ein Ledersack als Köcher ist häufig. Nicht selten steckt der Köcher nicht in einem Ledersack, sondern hängt frei an einer Schnur über der Schulter und enthält dann die Pfeile, Feuerstöcke und Giftstäbchen. Letztere sind Stäbchen, an denen ein mit Pfeilgift getränkter und mit Bast umwickelter Klumpen von Akazienharz klebt. An dem Ledersack, der entweder selbst den Köcher bildet, oder in dem der Köcher eingenäht ist, ist auch der Bogen mit Schnüren angebunden. So trägt denn der Buschmann alles zusammen, Ledersack, Köcher und Bogen, an einem Lederband über der linken Schulter. Nimmt er nun noch den Speer in die Rechte, so ist seine Ausrüstung vollendet, und er ist bereit, wochen- und monatelang durch das Feld zu streifen und von dem zu leben, was er sammelt und jagt.

Die Tracht der Frauen ist folgende (Abb. 5 und 8). Wie bei den Negenweibern haben sie vorn ein kleines Scham-



Abb. 7. **Buschmänner** aus Chanse. ([2]Aukwe und [4]Aikwe.)
(Aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1905.)

tuch, d. h. ein Lederstück hängen, hinten einen größeren Schurz. Zuweilen sind beide durch aufgenähte Perlen verziert. Einen Ledermantel tragen sie wie die Männer, der aber oft erheblich größer ist, und in dem Säuglinge auf dem Rücken getragen werden. Sandalen sind selten. Als Schmuck dienen [2]Chore-Ketten, sowie weiße, rote, blaue Glasperlen, die in Ketten um den Hals getragen werden oder in die Haare geknüpft sind und in Form einer Schlinge auf der Stirn herabhängen (Abb. 5). Ringe aus Fellstreifen, Leder, Messingdraht, Gras und Haaren werden, wie bei den Männern, allgemein getragen, und gleich ist auch die Haartracht. Auffallend war einmal ein breites, mit Kaurimuscheln besetztes Lederband, das ein altes Buschmannweib aus dem Chansefeld über der Stirn trug. Welche Geschichte mögen die Kaurimuscheln hinter sich haben!

Die Ausrüstung der Frauen für die Wanderschaft ist noch einfacher als die der Männer. Sie besteht im wesentlichen in einem Ledersack (Abb. 16), der an einem Lederband über der linken Schulter getragen wird. Ein Spatenstock fehlt nie, ebensowenig die Feuerhölzer sowie das Täschchen mit den Kleinigkeiten, Dornauszieher, Tabakspfeife usw.

Die Tracht der Kinder ist im wesentlichen dieselbe wie bei den Erwachsenen. Ganz nackt laufen die Kleinen nur in den ersten Jahren herum. Die erste Robe pflegt eine Perlenhalskette zu sein, mit der die zärtliche Mutter den zappelnden Säugling bald nach der Geburt ziert. Allein früh bekommen sie die Schamleder, später auch den Mantel. Die Mädchen tragen übrigens bis zur Pubertät lange Lederstreifen, die vorn vom Gürtel herabhängen (Abb. 8) und bekommen erst bei der Verheiratung das Hüftleder.

## Das Leben einer Buschmannfamilie in der Jetztzeit.

Betrachten wir nun einmal das Leben und Treiben einer Horde näher!



Abb. 8. **Buschmannfrauen** aus Chanse. ($^{2}$Aukwe und $^{4}$Aikwe.)
(Aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1905).

Die ersten starken Regen sind gefallen, die Trockenzeit hat ein Ende, der Dezember steht vor der Tür. Da rüsten sich die Buschmänner zur Reise ins Sandfeld. Die Männer in vollem Waffenschmuck, die Frauen beladen mit Bündeln, die ihre Hausgeräte, Mörser, Stößel, Schalen und sonstigen Gebrauchsgegenstände und Habseligkeiten, in Felle eingeschnürt, enthalten. Einzelne und mehrere Familien in einer Stärke von



Abb. 9. **Kung-Buschmänner** aus der Gemarkung Layuka am Okawango auf der Jagd.

hundert und mehr Köpfen ziehen nun hinaus in die Steppe und streben ihren Bezirken zu. Der Weg ist weit, mehrere Tage, ja Wochen lang. Hier schwenkt diese, dort jene Familie ab. Man lebt unterwegs von der Jagd und dem, was man auf dem Marsch an eßbaren Gegenständen findet. Endlich ist das Ziel erreicht, das Jagdgebiet, in dem man sich den größten Teil des kommenden Jahres aufhalten will.

Ein Lagerplatz wird bezogen und ein Feuer angezündet. Hat man keinen brennenden Holzscheit mitgenommen, so macht eine Frau oder ein Mann Feuer mit den Feuerstöcken — doródji (doró im Singular). Die Stöcke bestehen aus dem Holz des [1]Kai-Baumes — Burkea africana —, und zwar angeblich beide von dem gleichen Baum, aber anscheinend von verschiedenen Teilen, da sie verschiedene Härte besitzen. Der weichere — tamgá doró — liegt auf der Erde, und man setzt einen Fuß auf



Abb. 10. **Windschirm** des [2]Aukwe aus [2]Kchautsa W. (Chansefeld).

ihn; der andere, harte — [2]karí doró —, wird senkrecht auf das eine Ende des vorigen gesetzt und mit den flachen Enden gequirlt. Die Hände gleiten dabei hinab und müssen fortwährend wieder hinaufgeschoben werden. Dabei tritt eine kleine Pause im Drehen ein. Es entsteht ein feines Bohrmehl, das zu kohlen und zu schwelen beginnt. Durch Anpusten sucht ein zweiter Mann Glut zu entfachen und trockenes Gras in Brand zu setzen. In 1 bis 3 Minuten hat man Feuer.

Während man auf der Reise ohne jede Hütte schläft oder höchstens einige Äste eines Busches zusammenbindet, Felle oder Grasbüschel herüberlegt und so ein Schutzdach gegen Regen schafft, baut man in den ständigen Lagerplätzen Windschirme (Abb. 10). Ein solcher Schirm, den ich in ²Kchautsa W. im Chansefelde aufnahm, zeigte die in Abbildung 15 wiedergegebene Konstruktion des Stockgerüstes. Dieses Gerüst, das aus gebogenen, in die Erde gesteckten Stöcken besteht, wird mit Gras gedeckt und Dorngestrüpp zum Schutz herumgelegt. Vor dem Schirm liegt eine Feuerstelle. Die Schirme stehen meist einander parallel, der Hauptwindseite — Osten — abgewendet, sofern sie nicht durch dichtes Gebüsch geschützt sind.

Ein solches, aus einem Dutzend Schirme bestehendes Lager wird also wieder bezogen, die Schirme ausgebessert oder neu gebaut. Es liegt im Busch des Sandfeldes, abseits von jedem Wasser. In der Nähe dieses findet man es selten. Die Gründe dafür sind heutzutage größere Sicherheit vor ihren Unterdrückern, den Negern, Hottentotten usw., früher die Furcht, das Wild zu verscheuchen, bezw. Furcht vor den die Wasserplätze nächtlich besuchenden wilden Tieren, Elefanten, Rhinozerossen, Löwen usw.

Die aufgehende Sonne findet das Lager schon in voller Tätigkeit. Fröstelnd hocken die Männer um das Feuer, in die Ledermäntel gehüllt. Einer hält eine auf einen Stock gespießte Keule eines Duckers — eine Beute des vorigen Tages — ins Feuer, schweigend sehen die übrigen zu. Außen schwarzverbrannt, im Innern aber noch halbroh und blutend, wird das Fleisch mit Fingern und Messern in Stücke zerrissen und gierig verschlungen. Der Knochen wird aufgeschlagen, das Mark verzehrt. Jetzt noch ein Schluck Wasser aus einem Straußenei, die Tasche mit Bogen und Köcher wird umgehängt und fertig ist man zum Aufbruch.

Jedem ist vom Häuptling sein Pensum für den Tag zuerteilt. Diese Frauen holen Wasser, jene Holz, jene sammeln

Wurzeln, Früchte und was ihnen sonst in den Weg kommt. Wir wollen den Häuptling begleiten, der mit einigen Leuten sein Gebiet nach der langen Abwesenheit überschauen will.

Wir brechen auf. Die kleinen, dünnen, gelbbraunen, schmutzigen Kerlchen schwärmen aus wie Schützen. Schnellen Schritts, halb laufend, mit ihren einwärts gestellten Füßen watschelnd, gleiten sie dahin, Grasstauden und Büsche umgehend. Rastlos schweift das Auge umher, unablässig suchend, beobachtend. Daher kommt wohl der unstäte, scheue Blick des Buschmanns, der so vielen Beobachtern aufgefallen ist. Der finstere Gesichtsausdruck dagegen ist wohl die Folge von dem Zusammenkneifen der Augen wegen des blendenden Lichts (Abb. 3).

In einem Busch windet sich eine kleine schmalblättrige Pflanze mit gelblichen Blüten, eine Asclepiadee. Schnell kniet ein Buschmann nieder, gräbt mit Hand und Spatenstock ein handtiefes Loch und holt eine der Kartoffel gleiche Knolle hervor. Sseróa nennt sie der Betschuane, $^{2}$Kudi der Ngami-Buschmann. Sie wandert in die Ledertasche, und weiter geht's. Hier bückt sich einer nach einem fußhohen Büschel aus lanzettlichen Blättern. Grinsend lockert er den Boden mit dem Spatenstock auf, vorsichtig räumt er mit der Hand den Sand fort. Da kommt eine schwarze, kindskopfgroße Knolle zum Vorschein, mit den Händen wird sie ausgegraben, ein Ruf lockt die Gefährten herbei. Es ist ein $^{2}$Kabba$^{2}$óa, die Lerícho der Betschuanen, die leckerste Knolle des Sandfeldes. Mit dem Spatenstock zerteilt man sie in Stücke, weißer, milchiger Saft quillt heraus, und mit Schmatzen und Schnalzen verzehrt jeder die saftige, kühle, erfrischende Kost. Wer diese Knolle hat, braucht kein Wasser, sie erquickt mehr als ein Trunk. Die Sonne brennt schon heiß herab, und unseren Freunden ist der Fund zu gönnen.

Hier rankt sich ein Strauch am Boden, mit gelben Blüten und zweiteiligen Klappblättern, die $^{2}$Kabba (Bauhinea esculenta).

Radialstrahlig kriechen ihre Zweige von einem Zentrum aus. In der Tiefe sitzt eine Knolle, die, wenn klein und jung, dem Buschmann Nahrung und Wasser zugleich spendet. Sie erreicht einen halben Meter Durchmesser und mehr, ist dann aber holzig und unschmackhaft. Unsere Buschmänner halten sich aber nicht auf, rastlos geht es weiter. Hier kriecht eine Schildkröte — yăm. Zappelnd sucht sie zu entkommen. Ein Schlag auf den Kopf, und sie verschwindet im Sack. Prüfend mustert man die Pflanzen am Boden. Da kriechen sie, die langen Ranken mit Kürbisblättern und großen gelben Blüten, die Mokate — $^{2}$nai — (Citrullus caffer) und die Makapana — $^{2}$ka — (Citrullus Naudinianus). Das sind die Melonen, auf die der Buschmann seine ganze Hoffnung setzt. Mißraten sie, so kommt er in Not und Elend, dann muß er frühzeitig zum Wasser zurück oder bei Nachbarn betteln gehen, die mehr Glück gehabt als er.

Das Aussehen der Steppe ändert sich. Der rote Sand mit seinem einförmigen Busch wird von grauem Sand mit Vleybusch verdrängt. Statt des Steppengrases ist der Boden mit Kräutern bedeckt, die einen dichten Rasen bilden. Eine unserem Schaumkraut ähnliche Pflanze fällt besonders auf, und ferner über mannshohe, einjährige Pflanzen mit großen, roten Blütenkelchen, die tama der $^{2}$Kábbakwe, täpe der Betschuanen. Das ist ein wichtiges Gewächs. Blätter und Stengel, zerrieben zu einem saftigen Brei, werden als Gegenmittel gegen das Schlangengift auf die Bißwunden gelegt. Hier bildet eine Windenpflanze mit herzförmigen Blättern, wie sie unsere Bohnen besitzen, und weißen und roten Convolvulosblüten einen dichten Rasen. Das ist channi, eine Pflanze, auf der eine Raupe — ng$^{2}$ó — lebt, ein Leckerbissen besonderer Art. Richtig, da kriechen sie umher, fingerlange, bräunlich gelbe, gehörnte Schwärmerraupen. Weiße Wülste haben sie über den Beinen, darüber ein dreieckiges weißes Feld mit rotem Punkt im Zentrum. Eifrig werden sie gesammelt und der Kopf zerquetscht. Wie aber soll man das weiche, saftige Tier transportieren? Der Busch-

mann ist nicht in Verlegenheit. Eine dicke Graslage bildet eine Platte, auf diese legt man die Raupen, bedeckt sie mit einer zweiten Graslage, wickelt Baststreifen, die man von der nächsten Akazie abgezogen hat, um das Grasbündel. Damit sind die Raupen transportfähig und verschwinden im Ledersack.

Der Busch wird dicht. Manganagestrüpp (Acacia detinens) wehrt den Eindringling ab. Dort steht ein hoher, weißer Termitenbau aus Kalkerde, die die Tiere aus der Tiefe geholt haben. Ein hoher Mopípabaum mit undurchdringlichem schwarzgrünen Laubdach beschattet ihn. An seinem Fuß, aber noch auf dem Haufen selbst, stehen große weiße Hutpilze — mabóa bet., gēú der [2]Kabbakwe. Die Termiten züchten bekanntlich das Pilzmycel in der Erde der Baue, und aus ihm sind die Pilze aufgeschossen. Diese sind eßbar, selbst in rohem Zustand, und so sehen wir denn die Buschmänner, jeden mit einem weißen Pilz in der Hand, eifrig beschäftigt, den bis einen Fuß großen Hut am Rande entlang abzuknabbern — ein höchst komisches Bild.

Der dichte Vleybusch wird durchquert, wir stehen an einer Vley, einer runden, etwa 100 m Durchmesser besitzenden, kahlen, pfannenförmigen Vertiefung im Sande, die einen kleinen Teich enthält. Einige blaugraue Wildtauben fliegen mit klatschendem Flügelschlag auf, schlanke, langgeschwänzte Namakwatäubchen laufen am Uferrand hin und her, und mit ungeschickten Sprüngen entweicht ein Nashornvogel ins Gebüsch. Die Buschmänner eilen zum Wasser herab, Ledersack mit Köcher und Bogen werden abgelegt, man stillt den Durst. Es ist gerade die heißeste Zeit am Tage, und glühend brennt die Sonne. Der Buschmann trinkt stehend. Halb gebückt wirft er mit der rechten Hand in schnellen Schlägen das Wasser in den Mund hinein. Die Betschuanen haben für diese Art zu trinken ein besonderes Wort. Die Vley hier ist durch Regen frisch gefüllt, das Wasser süß und rein. Oft genug steht aber auch der Buschmann vor einer auftrocknenden Schlammpfütze, die von Kaul-

quappen, Wasserkäfern, Fliegen- und Mückenlarven wimmelt. Ein solcher Trunk ist selbst ihm zu ekelig. Aber er weiß sich zu helfen. Er macht sich ein Polster aus gitterförmig sich kreuzenden Grashalmen, legt dasselbe aufs Wasser, drückt es etwas nieder und trinkt das durchquellende, filtrierte Wasser, das nun von Larven und Käfern frei ist.

Während sich die Leute im Schatten eines Baumes lagern, und einer aus seinem Ledertäschchen ein Horn mit Schnupftabak hervorholt, und alle schnupfen, entfernt sich einer lautlos. Der Nashornvogel hats ihm angetan. Er folgt ihm nach, beobachtet ihn möglichst unbemerkt, achtet auf seinen Flug, sein Benehmen. Jetzt fliegt er, Beute im Schnabel, auf einen alten Motsiarabaum an ein Astloch heran. Der Buschmann kennt nun des Vogels Nest. Dieses wird bekanntlich in einem hohlen Baum angelegt, ein Astloch ist die Tür. Das Weibchen kriecht in das Nest hinein, um die Eier zu legen. Das Männchen mauert dann mit Erde, Kot und Speichel das Loch bis auf eine kleine, runde Öffnung zu, durch die es den Schnabel stecken und Nahrung hineinwerfen kann. So füttert es denn das brütende Weibchen. Dieses wird bei der Ruhe und Bewegungslosigkeit rund und fett, ist daher für den Buschmann eine großartige Leckerspeise. Der schützende Lehm ist bald niedergerissen, allein die Öffnung doch noch zu klein, um mit der Hand den wohl fußtief im Stamm sitzenden Vogel fassen zu können. Was tun? Der Buschmann schneidet sich eine Rute mit gegabeltem Ende, steckt sie mit der Gabel in das Astloch, drückt sie gegen den Vogel und dreht den Stock herum. Dann verwickelt sich die Gabel in dem Federkleid und der Vogel wird in die Höhe gezogen. Nochmals probiert der Räuber, ob bereits Junge im Nest sitzen, und holt eventuell auch diese heraus.

Der Marsch geht nun weiter durch eine Niederung mit Vleybusch. Mehrere Regenwasserpfannen werden passiert; aus jeder wird gewissenhaft, auch ohne Durst, getrunken. Anscheinend liegt ein Aberglaube vor. Vielleicht will man seinen

Dank den Geistern ausdrücken, die das so oft entbehrte Naß gespendet haben. Während des Marsches werden inzwischen beständig Wurzeln und Früchte gesammelt, bald bückt sich dieser, bald jener nieder. Diese Frucht wird gleich gegessen, jene Knolle im Sack verwahrt. Plötzlich ertönen dumpfe Laute, ähnlich dem Brüllen einer Kuh. Sie scheinen aus der Ferne zu kommen, und doch sind sie nahe. Die Buschmänner geraten in Bewegung. Dichter Busch, wie er die Vleys zu umgeben pflegt, liegt vor ihnen. Im Busch werden die Sachen abgelegt, dann geht's zur Pfanne, von der die Laute herkommen. Dort ragt etwas aus dem Wasser heraus, dort noch mehr, dunkle Körper, die hin und her schwimmen, eine Schar verliebter Ochsenfrösche. Blitzschnell eilen die Männer hinab, und nun entsteht ein wildes Getümmel. Hinab tauchen die Frösche und suchen sich im Schlamm zu verstecken, doch die Buschmänner stürzen hinein in das Wasser, das vielleicht knietief ist, greifen und tasten umher. Da hilft kein Zappeln und Beißen, der gepackte Frosch muß heraus. Ein Hieb mit dem Spatenstock über den Kopf, und das betäubte Tier fliegt auf den Sand. So geht die Jagd weiter. Ein spaßhafter Anblick, diese nackten, braunen, dünnen Kerlchen, wie sie schreiend herumspringen und hopsen, sich bücken und greifen. Der Eifer erlahmt, die Jagd ist aus. Elf der unschuldigen Tiere, die aus ihrem Liebestaumel in die rauhe Wirklichkeit zurückgerissen wurden, liegen da, der Rest hat sich in die Tiefe des Schlammes gerettet.

Betrachten wir die Frösche näher. Die plumpen, dicken, etwa einen halben Fuß langen Tiere sind schmutzig grau auf dem Rücken, der Bauch ist goldgelb, über die Beine läuft ein roter Streif. Während der Trockenzeit liegt der Ochsenfrosch — gǒe oder gúı NgB., litlamétu Bet. — im starren Zustand in Erdhöhlen. Sobald die ersten starken Regen fallen, erwacht er, und dann erscheinen plötzlich Scharen von Fröschen, „wie vom Himmel gefallen". Wie Livingstone erzählt, glauben die Betschuanen in der Tat, sie fielen vom Himmel. Die Tiere

treiben sich nun im Dezember und Januar in den Vleys und Pfützen mit lautem Brüllen — anders kann man kaum sagen — während der Begattungszeit umher, wie unsere Frösche. Dann verschwinden sie, und die Vleys bevölkern sich später mit Kaulquappen.

Unsere Buschmänner sind nun eifrig beschäftigt, die Ochsenfrösche waidgerecht auszunehmen. Mit dem Finger wird der After erweitert, der Darm herausgezerrt, abgerissen und wieder reponiert. Nun setzt der Buschmann den After an den Mund und bläst mit voller Kraft hinein. Die Bauchhöhle füllt sich mit Luft, der Frosch schwillt auf, die Kehlblase tritt aus dem sperrweit geöffneten Maul heraus. Diese wird gefaßt, und nun der ganze Inhalt der Leibeshöhle, Speiseröhre, Magen, Darm, herausgerissen. Dann wird der Frosch auf einen zugespitzten Stock gesteckt, der durch die Haut des Unterkiefers gestoßen wird, und so hängen sie bald da, einer hinter dem andern, mit aufgerissenem Mund und langgestreckten Beinen, die Vorderbeine — Arme möchte man unwillkürlich sagen — über der Brust gekreuzt.

Mit dieser wunderlichen Last auf der Schulter geht's weiter. Der Vleybusch wird verlassen, tiefer, roter Sand mit Mochononobusch beginnt, eine niedrige Bergkuppe liegt vor unseren Buschmännern — das nächste Ziel. Eine grasige Lichtung folgt. Alles hält. Dort, was ist das, auf der anderen Seite der Grasfläche hinter einem Baum? Es bewegt sich! Ein Kopf? Ein Kopf mit Hörnern? $^{3}$Gnabe, $^{3}$Gnabe, ertönt's von den Lippen der starr dastehenden Beobachter. Giraffen! Da kommen sie schon hervor, sie haben die Nähe ihrer Feinde gewittert. Mit langen, schwankenden Sätzen, den Hals pendelartig nach vorwärts bewegend, laufen sie davon, schwerfällig und scheinbar langsam, in Wirklichkeit aber sehr schnell. Sie verschwinden im Buschwald, fort sind sie. Aber kaum haben sich die Buschmänner wieder in Bewegung gesetzt, da erschallt plötzlich lautes Bellen. Trapp, trapp, trapp! Dumpf erdröhnt die Erde ganz in unserer Nähe. Pfeilschnell schießt ein Steinböckchen an uns

vorbei, kaum hundert Schritt entfernt, und gleich darauf erscheint eine bellende Meute wilder Hyänenhunde. Mit langen Sätzen rasen sie hinter dem gehetzten Tier her. Ein Ruck, und die Sachen liegen unten. Mit lautem Geschrei, wie Besessene, stürzen die nackten dunklen Gestalten unbewaffnet hinterdrein. Was ist los? Was wollen sie? Abermals folgen wir. Das Bellen ist verstummt, dort stehen keuchend die Buschmänner, ein fleischloser Lauf des Steinböckchens ist der ganze Rest. Sie kamen trotz aller Eile zu spät, die Beute war bereits geteilt und die Räuber mit ihr entflohen.

Lachend kehrt man zurück und eilt den blauen Kuppen zu. Es ist früher Nachmittag, als sie erreicht werden. Von dort oben hat man einen großartigen Blick über die endlose, grüne Ebene. Hier ist die Grenze des Familiengebiets, weiter dürfen sie nicht gehen. Aber nicht die unendliche Fernsicht ist es, die unsere Freunde fesselt, sie ruft in dem Herzen dieser rauhen Wilden kein Echo hervor. Nach Wasser suchen sie. Es hat ja hier vor einigen Tagen geregnet. Sie finden es bald in einer Felsspalte, aber unerreichbar für die Hand oder Schöpfgefäße. Hat man ein Rohr, so saugt man natürlich ohne Schwierigkeit das Wasser auf, wie Zitronenlimonade, aber es ist keins da. Sollen sie unverrichteter Sache umkehren? O nein! Nichts einfacher als das. Der Buschmann macht aus parallelen Grashalmen einen stark daumendicken Kegel und umwickelt ihn mit einem Baststreifen. Diesen Kegel steckt er mit der Spitze in die Spalte, läßt ihn sich mit Wasser vollsaugen, dann zieht er ihn schnell heraus und fängt den aus der Spitze auslaufenden Wasserstrahl mit dem Munde auf. So weiß man sich auf die einfachste Weise zu helfen. Ein solcher Graskegel heißt ga (NgB.).

Von dem Gipfel des Berges blickt man nach Südosten über dichten Buschwald, nach Nordwesten aber über eine Grasebene. Diese fesselt das Interesse der Buschmänner. Was gibt's? Sie zeigen mit ihren Stöcken hinab: dort, dort, eins,

zwei, fünf, acht! Was denn? $^{1}$tchodji — Gemsböcke. Vergeblich strengen wir unser Auge an, es ist nichts zu sehen, auch mit dem Feldstecher nichts. Und doch haben die Buschmänner unbedingt recht, sie irren sich nie.

Könntet Ihr Euch nicht anschleichen? Kopfschütteln. Nein, das ist nicht mehr unser Gebiet.

Ei, ei, alter Freund, warum plötzlich so moralisch angehaucht. Wilderst ja sonst so gern!

Ja, aber dort, und der Stock weist nach einer anderen Seite hin.

Was ist dort?

Kwe — ein Buschmann.

Diesmal haben wir mehr Glück. Mit dem Feldstecher erkennen wir einen kleinen dunklen Gegenstand, der sich über die Grasfläche auf die uns unsichtbaren Gemsböcke zu bewegt. Gespannt verfolgen wir die Jagd. Allein jene haben den Feind gewittert, geraten in Bewegung, und nun sehen wir sie auch aus einem Gebüsch hervorbrechen, ein Stück über die Lichtung laufen und im dichten Busch verschwinden.

Die Sonne sinkt, der Rückweg ist lang, und so eilen wir denn den Hügel hinab heimwärts. Allein bald hält die Schar von neuem. Der Busch besteht hier aus Sträuchern mit dunkelgrünen, dreilappigen Blättern. Es ist dieses $^{2}$gai$^{2}$ka, der Strauch (Comiphora sp.), auf dem die Larve — $^{2}$gai — lebt, deren Körpersaft als Pfeilgift benutzt wird. Da sitzen wirklich einige dieser Larven, anscheinend einem Käfer angehörend. Sie sind 1 bis $1^{1}/_{2}$ cm lang, dick, schleimig, fleischfarben, haben einen grauen Mittelstrich auf dem Rücken und ein dunkelbraunes, hartes Kopf- und Nackenschild mit drei Fußpaaren. Wenn die Larve sich am Ende der Trockenzeit in der Erde verpuppt hat, gräbt sie der Buschmann aus. Indes ist auch vor der Verpuppung das Gift wirksam, und so sammeln die Buschmänner einige Larven und bergen sie in einem Duckerhorn, das mit Gras verschlossen wird.

Schnelleren Schrittes geht's nun nach Hause. Ohne zu halten, passiert man eine gewaltige Schar hüpfender Footganger, d. h. junger Heuschrecken. Aber man merkt sich die Stelle, am nächsten Tage sollen die Kinder ausziehen, sie zu fangen. Die Tausende von Kotballen, die zurückbleiben, zeigen unfehlbar die Marschrichtung dieser Tiere an. Das Fangen ist nicht ganz so leicht, wie man es sich vielleicht denkt, d. h. das Fangen en masse. Man schlägt mit belaubten Ästen in die dicksten Massen und liest schnell die getroffenen, zappelnden Tiere auf.

Plötzlich öffnet sich der Busch. Man steht vor einer, einige hundert Meter großen rundlichen, weißen Fläche, einer Brackpfanne. Der fast vegetationslose, hellgraue Boden ist ganz mit weißen Effloreszenzen von Salzen bedeckt, die das Wild leidenschaftlich gern ableckt. Daher sind denn die Brackpfannen der Lieblingsaufenthalt zahlreicher Tiere. Unsere Pfanne ist leer, das Wild weidet jetzt wohl im Feld, wird aber in der Nacht „bracken" kommen. Es muß zahlreich sein, denn Tausende von Spuren sind in den weichen Schlammboden eingedrückt. Leicht kenntlich sind die langen, breiten, vorn abgerundeten gewaltigen Hufe der Giraffen und auch die seltsame Spur des zweizehigen Straußes, der mit drei Meter langen Sätzen vor kurzem erst die Pfanne passiert hat. Schwer auseinanderzuhalten sind dagegen die Fährten vom Gemsbock, Hartebeest und Gnu, während die auffallend spitzen und langen Spuren des Kudu wiederum unverkennbar sind. Braune Hyänen sind zahlreich, aber auch die große gefleckte Hyäne fehlt nicht, die vom Flußgebiet während der Regenzeit in die Sandsteppe wandert. Ihre Fährte gleicht der eines großen Hundes, während die Zebraspuren nach Aussehen und Größe zwischen denen des Pferdes und des Esels stehen.

Die Buschmänner interessiert nur der flüchtige Strauß. Seiner Spur folgen sie, obwohl die Sonne schon recht tief steht und der Buschmann nur ungern in der Nacht marschiert. Sie haben dieses Mal Glück. Bald hinter der Pfanne wird

der Vogel sichtbar. Ein Männchen ist's, erkennbar an dem schwarzen Gefieder mit den weißen Schwanz- und Flügelfedern. Aufmerksam lugt er mit gestrecktem Hals hinter einem Busch hervor. Er entflieht, man folgt ihm, er bleibt stehen, läuft weiter, aber nicht auf und davon, sondern im Bogen zurück, kurz, er bleibt trotz der folgenden Buschmänner in der Nähe. Diese wissen nun genug. Ein Nest mit Eiern ist sicher nicht weit. Am nächsten Tage soll es gesucht werden. Das ist indes keine Kleinigkeit. Man muß die Strauße ungesehen beobachten, um die Stelle zu finden, wo das geschickt verborgene Nest liegt.

Nun eilen unsere Buschmänner direkt dem Lager zu, das sie bereits nach Sonnenuntergang, in voller Dunkelheit, erreichen. Ungern nur wandert der Buschmann nachts. Auch ohne Gespensterglauben ist das jedem verständlich, der einmal in voller Dunkelheit durch die Steppe gelaufen ist. Die kleinen, niedrigen Dornbüsche sind im Dunkeln unsichtbar. Fortwährend läuft man in sie hinein und reißt sich die Beine blutig. An flottes Ausschreiten ist nicht zu denken.

Das Lager gerät bei der Ankunft unserer Freunde in Bewegung. Die Säcke werden abgelegt und entleert. Da kommt nun die Ernte des Tages zum Vorschein: Wurzeln, Knollen, Früchte, Raupen, Nashornvögel, Ochsenfrösche, Schildkröten, Heuschrecken, selbst Schlangen und Leguane.

Holz und Wasser sowie zahlreiche Knollen und Früchte haben die Frauen besorgt. Das Wasser stammt aus einer zwei Stunden entfernten Vley. Man holt es in Straußeneierschalen, die auf einer Seite ein Loch haben, so groß, daß man einen Finger hineinstecken kann. Diese Eier trägt man in ledernen Tüchern, die zwei Tragriemen haben. Ein Tragriemen ruht auf der rechten Schulter, der andere ist an einem Zipfel des Tuchs fest angebracht, wird von hinten her über den Kopf gelegt und vorn an einem anderen Zipfel des Tuchs befestigt. Man trägt also mit der rechten Schulter, mit dem Kopf und

außerdem mit der linken Hüfte, auf der der Sack ruht. Mit der linken Hand hält man beim Tragen das über den Kopf gezogene Tragband, mit der rechten greift man in den Sack hinein über der rechten Brust und verhindert ein Schwanken desselben beim Gehen. Statt des Ledertuchs ist in der Süd-Kalahari bei den Bakalahari ein Netz im Gebrauch. Häufig sieht man auch tierische Blasen, z. B. den Magen vom Gemsbock, Gnu usw., als Wasserbehälter, die etwa acht Liter fassen. Da diese Blasen so gut wie nichts wiegen, hat man kein totes Gewicht zu schleppen, aber sie sind leicht zerreißlich. Man trägt sie an Stöcken über der Schulter.

Die Beute ist verteilt, man geht an die Zubereitung des Mahles. Kochen ist ungewöhnlich, da es meist an Töpfen fehlt, Kohlen und heiße Asche werden zum Braten benutzt. Hier wird ein Ochsenfrosch mit der Haut auf heißen Kohlen geröstet. Er schmeckt wirklich delikat, wie Hühnerfleisch. Daneben liegen in heißer Asche, die man unter den Kohlen herausgeholt hat, die Raupen zusammen mit Heuschrecken, verschiedenen Knollen und Wurzeln. Alle werden geröstet und dann verzehrt oder erst noch im Mörser zerstoßen und mit Wasser angerührt genossen. Saftiges Fleisch wird aber teils auch auf glühenden Kohlen, teils am Spieß über der lodernden Flamme gebraten.

Diese Art der Kochkunst ist sicher die älteste gewesen; gebratenes Fleisch und geröstetes Mehl opferten die Griechen ihren Göttern. Später erst kam das Kochen mit Wasser, allgemein wohl erst nach Erfindung feuerfester Gefäße. Interessant ist es, zu sehen, daß die Neger und Buschmänner unbewußt das Kochen als eine höhere Kunst einschätzen. Wenn irgend möglich, selbst auf Durststrecken gegen unser Verbot, kochten sie das Fleisch lieber als daß sie es rösteten. Es war die „vornehmere“ Art der Zubereitung.

Das Mahl ist fertig. Schmatzend, die Finger leckend wie Affen, sitzen sie um das Feuer herum, gierig schlingend, und

was für Quantitäten! Nach dem Essen bleiben die Honoratioren noch beisammen, sich von den Erlebnissen des Tages unterhaltend, während das junge Volk singend und tanzend, lachend und mit den Händen klatschend einen betäubenden Lärm verübt. Zur Vergrößerung desselben dienen Tanzrasseln aus Insektenkokons. Bis spät in die Nacht hinein dauert die Lustbarkeit. Unermüdlich ist der Buschmann, trotz der Strapazen des heutigen Tages, und über dem Gesang und Tanz vergißt er alle Leiden. Aber ein wilder Tumult, lautes Schreien, Lachen, Schimpfen unterbricht plötzlich das Vergnügen. Ein Buschmannweib in höheren Semestern hat einen Buschmannjüngling am Arm gepackt und sucht ihn fortzureißen. Wie ein Wasserfall rauscht der Wortschwall, ein Wort überstürzt das andere. Ist das ein Klixen und Klaxen, Schmatzen und Schnalzen! An und für sich schon klingt die Buschmannsprache drollig, ein keifendes Buschmannweib ist aber überwältigend komisch.

Was ist geschehen? Warum der Aufruhr? Natürlich, das alte Lied: Eifersucht. „Du willst jetzt wohl nur noch mit jungen Mädchen tanzen? Ich bin Dir wohl schon zu häßlich und zu alt? Wirst Du sofort kommen! Na warte, komm Du mir nach Hause!“ Geknickt, unter dem schallenden Gelächter der anderen, zieht der Jüngling von dannen. Hier geht's halt wie überall. Auch die Buschmannfrau hat die Hosen an.

Weiter geht das Singen und Tanzen, aber der Himmel selbst bereitet dem Spiel ein jähes Ende. Er überzieht sich schwarz, plötzlich setzt ein furchtbarer Sturm ein, und gleich darauf prasselt der Regen hernieder. Und was für ein Regen! Alles stiebt auseinander und sucht hinter den Windschirmen Schutz. Das Feuer facht man noch schnell durch aufgeworfenes Holz an, dann kriecht man unter den Ledermantel und läßt Sturm und Regen über sich ergehen. Meist ist in einer halben Stunde alles überstanden, allein dieses Mal hat der Himmel keine Gnade. Zwar weicht der Sturm, allein der Regen strömt stundenlang hernieder. Ihm kann kein Feuer widerstehen, der

letzte Funke von Glut erlöscht und zitternd vor Frost liegen alle zusammengedrängt auf nasser Erde unter nassem Mantel, Männer, Frauen, Kinder, Säuglinge — sie, die eben noch in ausgelassenem Übermut herumsprangen, lachten, und scherzten. Wohl ihnen, wenn am nächsten Morgen die Sonne wieder scheint und unter ihren wärmenden Strahlen neues Leben in die erstarrten Glieder strömt. Aber oft genug hält der Regen noch am nächsten Morgen an. Welche Mühe, welche Arbeit, neues Feuer anzuzünden, wo alles, alles durchnäßt ist! Ja, das Buschmannleben ist furchtbar hart und entbehrungsreich. Ein eiserner Körper nur, eine von Grund aus heitere, kindliche, leichtsinnige Naturanlage kann ein solches Leben ertragen. Und doch bezieht sich die hier gegebene Schilderung auf die beste Zeit im Jahr, die Zeit des Überflusses an Nahrung und Wasser, man könnte sagen, die Tage der Rosen.

Der Buschmann ist heutzutage in erster Linie Sammler, nicht mehr Jäger, und zwar ist das systematische Einsammeln von Vegetabilien, wie z. B. Früchten, Wurzeln, Knollen u. a., sowie von kleineren Tieren, Sache der Frauen. Sie haben die Horde mit solchen Vorräten zu versorgen, die Kinder helfen dabei. Auch der Mann bringt wohl manches mit, was er zufällig antrifft, allein das Sammeln ist bei ihm ganz Nebensache. Ich halte den Gedanken, den Schurz (Urgeschichte der Kultur, Leipzig u. Wien 1900, S. 240 f.) zuerst ausgesprochen, und Dr. Ed. Hahn (Das Alter der menschlichen Kultur, Heidelberg 1905, S. 52) entwickelt hat, nämlich daß die ersten Versuche, etwas anzupflanzen, von der Frau ausgingen, und daß deshalb der Hackbau, die primitivste Stufe des Feldbaus, in den Händen der Frau liegt, für sehr glücklich. Die Verhältnisse bei den Buschmännern sprechen wenigstens für solche Auffassung.

Sache der Frauen ist auch das Holen von Holz und Wasser. Wo aber letzteres mit Rohren aus nassem Sand gesogen werden muß — eine sehr mühsame und anstrengende Arbeit —, da

besorgt dieses Geschäft oft der Mann — wenigstens das Aussaugen —, während die Frau die Last zum Lager tragen muß.

Die Aufgabe des Mannes ist vor allem die Jagd, daneben der Krieg. Ist erstere auch nicht mehr so ertragreich wie früher, so würden wir doch nichtsdestoweniger fehlgehen, wollten wir annehmen, daß sie ganz gleichgültig wäre. Nicht unbedeutend sind die Erfolge der kleinen Jagd. Fallen stellt man den Perlhühnern und Frankolinen, den Schakalen und Hasen, ja selbst dem Strauß und Leoparden. Das Prinzip ist durchweg dasselbe. (Abb. 13 und 14.) Ein in die Erde gesteckter, biegsamer Stock wird umgebogen, und die ihn niederziehende Schnur mit Schlinge auf verschiedene, ebenso sinnreiche wie einfache Art und Weise in labilem Gleichgewicht befestigt. Dieses Gleichgewicht wird durch das zu fangende Tier gestört, der Stock schnellt zurück, die Schlinge zieht sich um Hals oder Bein des Tieres, und dieses baumelt hilflos in der Luft. Leutnant Gentz, dem wir eine Reihe wertvoller Beobachtungen über die Buschmänner verdanken, hat solche Fallen abgebildet (Globus, 1903).

Derselbe Autor beschreibt auch ein sinnreiches Instrument, mit dem der Buschmann Springhasen aus dem Bau in ähnlicher Weise herausholt wie den Nashornvogel aus dem Nest, nämlich einen fünf Meter langen, zusammengesetzten Stock mit hakenförmig aufgestecktem Antilopenhorn. Ich selbst habe diese Jagdmethode nicht beobachtet. Aus Australien sind sie seit langem bekannt und dienen dem gleichen Zweck.

Kleine Antilopen, wie den Ducker und Steinbock, erlegt der Buschmann, indem er sich möglichst nahe heranschleicht und mit seiner Wurfkeule ein Bein zu zerschmettern sucht. Dann holt er das Tier im Lauf nach längerem Hetzen ein und stößt es nieder. Auch anderes kleines Wild, wie Hasen, Perlhühner, Frankoline, Namakwafeldhühner u. a., tötet er auf diese Weise.

Von größtem Interesse ist aber naturgemäß die Jagd auf größere Tiere, wie Antilopen, Zebras u. a., die heutzutage immer

noch ausgeübt wird. Wir wollen einmal versuchen, die Jagdmethoden zu schildern auf Grund lebendiger Darstellungen aus dem Munde von Buschmännern und auf Grund eigener Beobachtungen. Kehren wir also zu unserem Buschmannlager zurück. Heute soll eine Jagd auf Gemsböcke gemacht werden, die gestern in der Nähe einer Brackpfanne gesehen worden sind.

Mit Sonnenaufgang brechen die Jäger auf, die Lanze in der Hand, die Köcher wohl gefüllt. Der Bogen ist höchstens einen Meter lang und besteht aus einem geglätteten, an den Enden zugespitzten, runden Stab aus Morétloaholz (Grevia sp.). Die geflochtene Tiersehne ist an einem Ende fest umgewickelt, an dem anderen mit Öse aufgestreift. Nach der Angabe von Leutnant Gentz ist die Sehne bei den Bögen der ²Aukwe von Gobabis an beiden Enden fest angeknüpft. Die von ihm gesammelten und im Hamburger Museum befindlichen Bögen bestätigen diese Beobachtung. Also ist die Sehnenbefestigung der Buschmänner nicht gleichmäßig. Ich selbst sah nur Bögen mit auf einer Seite aufstreifbarer Sehne. Die Öse findet an einem umwickelten Lederstreifen eine Stütze (vgl. Tafel 1). Die Pfeile bestehen aus Rohr, das am unteren Ende eingekerbt ist. Oberhalb der Kerbe ist es mit Sehnenband umwickelt. Die Spitze besteht aus Knochen von der Giraffe oder vom Strauß und zerfällt in zwei Teile. Ein dickeres, stumpferes, unvergiftetes Stück ist mit einem dünneren, spitzeren, vergifteten Stück verbunden durch eine Grashülse, die mit Sehnenfäden umwickelt und mit Harz zusammengeklebt ist. Beim Nichtgebrauch steckt die vergiftete Spitze im Rohr, vor dem Gebrauch wird sie umgedreht. Außer diesen Pfeilen mit glatter Knochenspitze gibt es auch solche mit geschnitztem Knochenblatt und Widerhaken, mit Eisenspitze und selbst Glasspitzen. Flugfedern habe ich nie beobachtet. Das Pfeilgift besteht, wie bereits erwähnt, aus dem Körpersaft einer Larve, allein es kommen sicher noch andere Bestandteile vor. So mischt man z. B. das Larvengift mit dem eingekochten Saft der Wurzeln von

Morama — Bauhinia esculenta — und wendet wohl auch Milchsaft von verschiedenen Pflanzen an. Schlangengift soll nach Angabe mancher zuverlässiger Autoren gleichfalls benutzt werden. Jedenfalls kann man ohne weiteres zwei Giftarten am Pfeil mit dem Auge unterscheiden, eine dunkelbraune, schmierige, dick aufgetragene Masse (Abb. 18, II) und die hellbräunlichen Tupfen des reinen Larvengiftes (Abb. 18, I).

Unsere Jäger haben die Brackpfanne erreicht. Die Gemsböcke haben in einer Stärke von etwa 20 Stück nachts „gebrackt“ und sind nach Osten abgezogen. Die Spuren zeigen das deutlich. Ein Kriegsrat wird abgehalten. Einige Leute sollen in der Richtung der Grenze des Familiengebiets Posto fassen und die Gemsböcke gegebenenfalls zurückscheuchen. Andere sind dazu bestimmt, anzuschleichen und zu schießen. Diesen schließen wir uns an.

Der kräftige Ostwind ist günstig, denn wir gehen gegen den Wind. Vorsichtig, der Spur der Tiere folgend, gehts vorwärts durch den dichten Mochononobusch (Terminalia sericea). Bei jeder Biegung macht man Halt und blickt um das Gebüsch herum. Kein Wort fällt, kein Ast knackt. Dort steht ein hoher Termitenbau, einer steigt vorsichtig hinauf und hält Umschau. Nichts ist zu sehen. Eine halbe, eine ganze Stunde ist verstrichen, da öffnet sich der Busch. Eine Grasfläche von einigen hundert Metern dehnt sich aus, und dort stehen auch die Gemsböcke und weiden arglos das Gras ab. Ein prächtiger Anblick, solch eine Herde! Von dem rötlich-grauen Fell heben sich die schwarzen Streifen der Flanken und des Kopfes ab. Die langen, geraden schwarzen Hörner ragen hoch in die Luft, wenn das Tier frißt, schmiegen sich aber dem Rücken an, wenn es die Nase hebt und wittert.

Jetzt heißt es sich heranschleichen. Die Buschmänner verteilen sich, um von verschiedenen Seiten vorzugehen, und um, wenn sich die Tiere fortbewegen sollten, mehr Chancen zu haben, zum Schuß zu kommen. Wir folgen einem der Jäger.

Anfangs schleicht er durch das dichte Gebüsch, ungefähr um die Lichtung herum, bis ein Gesträuch, das einsam in der Grasfläche steht, zwischen ihm und der Herde liegt. Nun bückt er sich tief, tief hinab, so daß sein Rücken von dem über kniehohen Gras bedeckt wird, und läuft, die Tiere unausgesetzt beobachtend, auf den Busch zu. Sobald diese aufsehen, fällt er nieder. Wenn sie fressen, läuft er, so schnell er kann, vorwärts. Dieser Lauf ist ganz eigentümlich. Beim gewöhnlichen Laufen wippt der gebeugte Oberkörper bekanntlich auf und nieder, er würde beim Beschleichen des Wildes, im Grase auf- und niedertauchend, die Aufmerksamkeit erregen. Um dieses zu vermeiden, läuft der Buschmann wie ein Schlittschuhläufer, die Beine seitwärts nach außen hin abstoßend. Infolgedessen gleitet der Oberkörper in gerader Linie durch das Gras.

Drei, vier Sprünge hat der Buschmann gemacht, der bergende Busch ist erreicht, er liegt still da und ruht sich aus, etwa 200 Meter von den Tieren entfernt, dabei beobachtet er unausgesetzt die grasenden Gemsböcke. Sie stehen noch so ziemlich auf derselben Stelle. Wenig nur haben sie sich weiter fortbewegt, aber sie stehen sehr ungünstig, kein Busch, kein Strauch, der dem anschleichenden Buschmann Deckung bringen könnte, nur niedriges Knäuelgras. Geduldig wartet er in seinem Versteck. Seinen Genossen ist's nicht viel besser gegangen. Im Gegenteil, sie sind noch weiter ab.

Es mag 10 Uhr morgens sein. Über eine Stunde bereits liegt der Buschmann regungslos im Gebüsch, die Sonne brennt glühend heiß, die Fliegen sind unausstehlich, aber er rührt sich nicht. Die Gemsböcke nähern sich grasend einigen breitästigen Schirmakazien, in deren Schatten sie anscheinend die Mittagshitze überstehen wollen. Einige niedrige Mohatabüsche stehen in der Nähe, zehn Schritte von den Akazien, für unseren Buschmann günstig. Er legt sich den Feldzugsplan zurecht, im Liegen greift er nach dem Köcher auf seinem Rücken, zieht einige Pfeile heraus, steckt die Knochenspitzen um, faßt die Schäfte

mit der Linken, den Bogen mit der Rechten; Assagai und Felltasche sind schon längst abgelegt worden. Nun beginnt er zu kriechen. Flach liegt er auf dem Boden, langsam schiebt er die beiden Arme vor, der Körper folgt unter Bewegung des Beckens, während die Beine passiv nachgezogen werden. So erreicht es der Buschmann, daß er dauernd platt auf der Erde liegt und doch vorwärts kommt. Vorwärts wohl, aber wie langsam! Stundenlang windet er sich durch die Grasbüschel hin. Dabei beobachtet er scharf die Tiere. Sobald eines nach der Richtung hinblickt, aus der er kommt, liegt er still, sehen sie fort, kriecht er weiter. Jeder trockene Zweig wird sorgfältig fortgelegt. Läßt sich das nicht machen, so muß er ihn im Bogen umgehen. Zahlreich sind derartige Hindernisse, sowie Löcher von Erdferkeln, Nester bissiger Ameisen, eine Schlange u. a. Heiß brennt die Mittagssonne hernieder, der Boden ist erhitzt, aber das alles bekümmert nicht das „unglückselige Kind des Augenblicks", das mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit und Energie sein Ziel verfolgt. Endlich, endlich, nach mehreren Stunden, ist er am Ziel, an dem Busch, zehn Schritte von den ahnungslosen Tieren entfernt. Da liegen einige im Schatten und schlafen, andere schauen aber aufmerksam und unruhig in die Ferne. Es muß sich irgend etwas geregt haben. Hat ein Ast geknackt oder wittern sie einen Feind? Der Moment ist kritisch. So nahe der Beute und doch zur Untätigkeit verdammt, kauert sich unser Freund, platt auf die Erde gestreckt, nieder. Es war wohl nichts. Zwei Männchen geraten in Streit, die langen, spitzen Hörner sind furchtbare Waffen. Diesen Moment benutzt unser Buschmann. Langsam, ganz ganz langsam, schiebt er den linken Arm mit dem Bogen vor, die Rechte setzt langsam den Pfeil in die Kerbe, zieht langsam an und läßt los. Leise schwirrt die Sehne, der Pfeil ist einem nur wenige Schritte entfernten, trächtigen Weibchen in die Weichen gefahren, dieses springt in die Höhe, alles gerät in Bewegung, blickt um sich und trabt davon. Die verscheuchte Herde, die

ihren Gegner immer noch nicht gesehen hat, naht sich dem Versteck eines anderen Buschmanns. Ein zweiter Pfeil fliegt, ein dritter folgt auf vierzig Schritt Entfernung, richtig, er sitzt, gerade in der Keule. Das Tier schüttelt sich, als würde es von einer Nadel gestochen, und nun sind alle im Gebüsch verschwunden.

Man sollte erwarten, daß der glückliche Schütze nach der stundenlangen Anspannung seiner Nerven in lautes Siegesgeschrei ausbricht, wie das Publikum im Theater am Ende eines spannenden Aktes in Klatschen. Aber nein, die Grenze des Jagdreviers ist nahe. Entflieht die Herde hinüber, so ist das verwundete Tier oft verloren, weil es zu weit läuft, oder man bekommt leicht Streit mit den Nachbarn. Es gehört zwar dem Schützen, allein glückliche Finder sind selten gewissenhaft, und die Familienfehde ist fertig. So bleiben denn alle ruhig liegen.

Die Tiere sind fort. Hier hebt sich ein Kopf, dort folgt ein zweiter. Die Buschmänner kehren zu ihren abgelegten Sachen zurück und begeben sich auf den Heimweg. Sie übernachten im Lager, mit Morgengrauen sind sie bereits unterwegs und gehen direkt nach der Stelle, wo sie die Tiere gestern angeschossen haben. Man folgt ihren Spuren. Gleich am Eingang in das Gebüsch liegt ein Pfeil, dessen Spitze programmmäßig an der Einkerbung abgebrochen ist. Er gehört dem leichter verwundeten Gemsbockmännchen an. Der zweite Pfeil, der getroffen hat, wird ebenfalls bald gefunden. Weiter folgt man den Spuren, scharf ausschauend, etwa eine Stunde lang. Da zeigt einer der Buschmänner auf einige ferne Vögel, die mit breit ausgespannten Flügeln durch die Luft gleiten. Nun vorwärts! Die Schar setzt sich in Trab, alle Vorsicht außer acht lassend. Es gilt, den Aasgeiern die Beute zu entreißen. Schon längst hat eine Spur die Aufmerksamkeit erregt, die eines Tieres, das anscheinend wiederholt zurückgeblieben war und wieder nachgelaufen ist. Hier ist eine Lichtung. Da gehen die Spuren durcheinander. Es ist der Futterplatz des letzten Abends. Die

Buschmänner suchen. Dort gehen die Spuren weiter. Aber die eine zweigt sich bald allein ab, und bereits nach wenigen Minuten schwirren plötzlich Dutzende von Aasvögeln auf. Zu spät! Nachts bereits ist das schwer verwundete Weibchen gestorben. Hyänen haben es zerrissen, Schakale und Aasvögel den Rest geholt. Die spärlichen Fleischfetzen werden gesammelt, und nun gehts zur Hauptspur zurück.

Das also ist der Lohn für so viel Ausdauer und Geschicklichkeit! Der Schuß saß zu gut für die vorgerückte Tagesstunde, das Tier hat die Nacht daher nicht überlebt. Jetzt setzt man noch die Hoffnung auf das leicht verwundete Tier. Die Spuren schlagen die Richtung auf die Brackpfanne ein, sicher haben die Tiere dort nachts gebrackt. Die Pfanne wird erreicht und von einem Versteck aus gemustert. Dort lecken einige Zebras, dort verschwinden mit langen Sprüngen einige Strauße im Gebüsch, dort stehen aber auch die Gemsböcke. Richtig, da sind sie, nahe dem Rande der Pfanne, nur eines steht abgesondert, noch auf der hellen Kalkfläche, ganz still. Näher darf man nicht heran, der Wind steht ungünstig. Einer bleibt als Beobachter liegen, die anderen gehen zurück und nähern sich im Bogen der Herde. Diese ist inzwischen im Busch verschwunden, das einzelne Tier ist langsam gefolgt. Das scharfe Auge des Buschmanns hat längst gesehen, daß es das verwundete Tier ist, hat sogar bemerkt, daß es bereits recht steifbeinig geht, also an spastischen Krämpfen zu leiden beginnt. Vor der Hand weiß er genug. Man muß noch warten. Es ist Mittagszeit. Man liegt im Schatten, sucht einige Knollen, einige Früchte, spürt nach dem Nest der Strauße, das in der Nähe sein muß und kümmert sich vor allen Dingen nicht um die Gemsböcke. Diese müssen inzwischen auch ihr Mittagslager bezogen haben. Die Sonne beginnt sich stärker zu senken, da brechen die Buschmänner auf und folgen schnell der Spur. Dort im Schatten jener hohen Motsiarabäume war die Rast der jetzt bereits wieder wandernden Gemsböcke. Wenige Minuten

hinter denselben steht aber ein einzelnes Tier, das verwundete Männchen, ein Anblick zum Erbarmen. Die Beine sind steif gestreckt, der Hals nach vorn lang ausgereckt, ebenso der Schwanz. Die Haare stehen wie Borsten ab. Es stöhnt laut auf, schreit und will entfliehen, allein eine Verstärkung der spastischen Krämpfe ist die Folge. Mit Jubelgeschrei stürzt sich die hungrige Meute auf ihr Opfer, und stößt es mit den Speeren nieder. Nun wird es abgezogen, geschlachtet, zerlegt. Einer hat inzwischen ein Feuer angezündet, wirft grünes Laub und feuchtes Holz in die prasselnden Flammen; ein dicker, schwarzer Rauch steigt hoch gen Himmel auf, als Signal für die wartenden Gefährten im Lager, daß die Beute geborgen ist. Leber, Herz und Eingeweide werden sofort auf Kohlen geröstet, und die Ankommenden finden bereits ein Mahl vor. Auch einige wandernde Buschmänner, die das Feuer bemerkt haben und befreundeten Horden angehören, sind willkommen. Das Tier wird zerteilt, die Stücke zum Lager gebracht, und nun geht's die ganze Nacht hindurch festlich zu.

Hier braten über den lodernden Feuern große an Stangen gespießte Fleischstücke, dort hocken einige umher und verschlingen ungeheure Portionen des halbrohen, heißen Fleisches, nagen schmatzend mit den Zähnen die Knochen ab, selbst mit Blut und Fett besudelt. Ist man gesättigt, so beginnt erst recht die Lustbarkeit unter Singen, Tanzen und Händeklatschen. So wechseln die ganze Nacht hindurch Tanz und Schmauserei ab, bis alles verzehrt ist, und der Körper vor Müdigkeit nicht weiter kann.

Am nächsten Morgen beginnt der Kampf ums Dasein von neuem.

In solcher Weise verlaufen die Jagden des Buschmanns. Eine unendliche Beharrlichkeit gehört dazu, mit seinen primitiven Waffen, bei dem heutzutage herrschenden Wildmangel, ein größeres Tier zu schießen. Gelegentlich stößt er wohl zufällig auf eine ins Fressen vertiefte Herde und kann aus nächster

Nähe ein Tier schießen, im allgemeinen ist die Jagd aber furchtbar mühsam. Weiter als 60 bis 100 Schritt trägt der Pfeil nicht, von 30 bis 40 Schritt ab schießt der Buschmann bereits herzlich schlecht. Auf ganz offenen Grasflächen kriecht er bis auf 30 Schritt heran, unter dem Schutz vereinzelter Büsche auf 10 Schritte. Im Busch selbst kriecht er dicht an die Tiere heran, auf fünf, selbst drei Schritte, sozusagen dem Tier unter den Bauch. Bei der ganzen Jagd kommt es darauf an, daß der Jäger nicht gesehen wird, auch nach dem glücklichen Schuß. Die Tiere sollen nicht weit laufen, vor allem sollen sie im Bereich des Familiendistrikts bleiben. Wie oft geht aber ein verwundetes Tier trotz aller Vorsicht verloren! Bald ist die Wunde zu leicht, d. h. es stirbt überhaupt nicht, bald zu schwer für die betreffende Tageszeit. Am besten ist es, ein Tier am frühen Morgen schwer zu verwunden in die Brust- oder Unterleibsorgane. Dann bekommt man Gemsbock, Gnu, Hartebeest, Eland und andere große Antilopen im Laufe desselben Tages. Kleinere, wie Steinbock und Ducker, sterben im Laufe eines halben Tages. Dagegen bekommt man die Giraffe selten vor dem dritten, manchmal erst am vierten Tage. Ein sehr gefährliches Unternehmen ist das Speeren der kranken Tiere. Um diese noch vor Einbruch der Dunkelheit zu töten und sich dadurch zu sichern, muß der Buschmann oft mit dem Speer noch verteidigungsfähige Tiere erlegen. Er schleicht also an das stehende oder liegende kranke Tier von hinten heran und stößt ihm den Speer in den Leib. Es springt auf und läuft davon, um sich bald wieder hinzulegen. Dieses Manöver wird unter Umständen mehrmals wiederholt. Oft aber wendet sich das geängstigte Tier in seiner Verzweiflung gegen seinen Gegner. Da heißt es auf seiner Hut sein und blitzschnell springen. Der Gemsbock ist weitaus der gefährlichste Bursche. Manchen glücklichen Schützen fand man auf die langen, spitzen Hörner gespießt neben seiner Beute. Böse ist auch das Gnu, am ungefährlichsten das schwerfällige Eland.

Bei der Giraffe heißt es aber, die wuchtigen Hufschläge zu vermeiden, die unfehlbar das getroffene Glied zerschmettern.

Man wird es verstehen, daß bei einer so schwierigen Methode zu jagen, heutzutage nicht mehr viel Wild erlegt wird. Im Chansefeld soll eine Familie sehr froh sein, wenn sie im Laufe eines Jahres ein Eland oder Gnu und mehrere kleine Gazellen schießt. Reichlicher ist der Ertrag der Jagd während der Regenzeit in den abgelegenen Gebieten der Sandfelder, wo die Familien häufig große und fast täglich kleine Antilopen erlegen sollen.

Der Ertrag der Jagd hängt nun aber nicht bloß von dem Wildreichtum und der Geschicklichkeit des Jägers ab, sondern auch von der Stärke des Giftes. Letztere schwankt sehr. Einmal ist frisch zubereitetes Gift wahrscheinlich an und für sich stärker und seine Wirkung schwächt sich im Laufe der Zeit ab, es ist aber auch in den verschiedenen Jahren verschieden stark. Die Gründe hierfür sind mir nicht bekannt. Jedenfalls beklagten sich die $^{2}$Gokwe, die ich in den Tschorilobergen im Juli 1898 antraf, daß sie trotz des reichlichen Vorkommens von Wild wenig schössen, weil die getroffenen Tiere nicht stürben. Das Gift sei in diesem Jahre wieder einmal sehr schwach.

In solcher Weise verläuft das Leben einer Buschmannfamilie. Hauptsächlich wird gesammelt, die Jagd spielt heutzutage nicht mehr die Hauptrolle wie früher. Ist ein Gebiet abgesucht, so wird ein neues Standlager bezogen, bis der manchmal mehrere deutsche Quadratmeilen umfassende Familiendistrikt abgesucht ist.

Mit dem Fortschreiten der Jahreszeit ändern sich teilweise die zu sammelnden Gegenstände. Mitte Januar werden die Stachelkürbisse — $^{2}$ka = Citrullus Naudinianus — reif. Zu Tausenden finden sie sich in den ödesten Sandfeldern und ermöglichen nun den Buschmännern ein Leben ohne Wasser. Sie sind länglich, gelb und mit Stacheln besetzt. Im rohen Zustand sind sie so scharf sauer, daß sie die Schleimhäute reizen,

in heißer Asche geröstet oder gekocht, ist die Säure dagegen angenehm und erfrischend. Mit Zucker habe ich sie stets gern gegessen. Viele Früchte sind bitter, aber der Buschmann ißt auch diese, roh und gebraten. Mit der Spitze des Spatenstocks halbiert er die Frucht, lockert den saftigen Inhalt in der Schale und schlürft ihn mit samt den Kernen hinunter. Oder die Früchte werden in einen Mörser entleert und die Suppe von der ganzen Familie getrunken. In der Zeit der Makapana, wie später der Makate — $^{2}$nai = Citrullus Caffer — besteht der Kot der Buschmänner fast ganz aus Melonenkernen, und indem die Pillenkäfer die Ballen in die Erde schaffen, wird der Nachwuchs der Melonen begünstigt. Gleichzeitig mit den Makapana sind während der zweiten Hälfte der Regenzeit eine große Anzahl von Früchten zu finden, so vor allem die Beeren der Grewiabüsche in mehreren Arten, die Schoten der Bauhinia macrantha u. a. Auch neue Knollen wachsen heran, während die bisherigen zum Teil verholzen und unschmackhaft werden. Infolge dieses Wechsels der Nahrung kann die Horde also im Laufe des Jahres alte Standlager wiederholt beziehen und von neuem die Reviere absuchen.

Der April geht zu Ende, die Trockenzeit beginnt, das Wasser der Vleys verdunstet, und der Buschmann müßte das Feld räumen. Allein nun kommt die Mokate — $^{2}$nai —, die Tsama der Hottentotten, zur Geltung. Ihre Früchte bleiben bis zum August und September grün und saftig. Selbst im November habe ich sie noch gegessen. Man kann sie roh genießen oder auch gebraten. Der Buschmann schneidet mit der Spitze des Spatenstocks einen Deckel ab und, sie als Löffel benutzend, schlürft er den Inhalt aus. Im Topf gekocht, geben die Früchte einen klaren Saft, in dem man sogar Fleisch kochen kann. Kurz, man kann auch ohne Wasser von der Tsama leben,*) und der Buschmann tut das in vollstem Umfang. Sie

*) Voraussetzung ist freilich, daß man kein Salz zu sich nimmt. Bei gesalzener Nahrung genügt die Feuchtigkeit aus Früchten nicht.

liefert ihm fortan die hauptsächlichste Nahrung, zumal auch die Kerne der reifen Früchte im Mörser gestampft und als Brei gegessen werden. Viele der Leckerbissen, wie Frösche, Raupen, Vogeleier, Schildkröten, Schlangen, verschwinden jetzt ganz, andere freilich treten an ihre Stelle. Die Stöcke der Bienen, die in hohlen Bäumen nisten, sind jetzt gefüllt. Der Buschmann findet diese, indem er den Bienen folgt. Im Flußgebiet ist der Honigkuckuck ein bequemerer Wegweiser. Mit Feuer und Rauch werden die Bienen verscheucht, und der Honig in ausgehöhlten Holzstücken gesammelt. Der Fang der Heuschrecken macht in dieser Jahreszeit weniger Mühe. In den Morgenstunden hängen sie in Massen an den Bäumen und Sträuchern, so erfroren, daß sie sich leicht abnehmen und abschütteln lassen. Ist also der Buschmann nicht selbst vor Kälte regungslos, so kann er reiche Beute machen.

Leider sind die Monate Mai bis Juli morgens meist empfindlich kalt. Es ist ein Elend, diese klappernden Gestalten um ein Feuer hocken zu sehen nach einer eisigen Sturmnacht bei 5° unter dem Gefrierpunkt. Welche Abhärtung, welche Zähigkeit, solche Kälte nackt, notdürftig von einem Ledertuch bedeckt, an einem Feuer zuzubringen! Von Schlafen ist nicht viel die Rede, man schiebt glühende Kohlen nahe an Bauch und Brust heran. Aber plötzlich fährt der Schläfer auf. Im Schlaf ist er auf die Glut gesunken und hat sich den Körper verbrannt. Leute, namentlich Kinder, die übrigens häufig nicht einmal einen Mantel haben, mit Brandwunden auf Leib und Brust, sind eine tagtägliche Erscheinung. Bei diesem fürchterlich rauhen Leben, das selbst der zarte Säugling ertragen muß, ist die Auslese durch den Tod naturgemäß sehr groß; nur wirklich gesunde, kräftige Kinder wachsen heran.

Mit dem August werden die Nächte wohl warm, die Tage aber entsetzlich heiß. Das Wasserbedürfnis steigt, während die Melonen immer trockener und spärlicher werden. Der Verbrauch pro Kopf ist ein sehr hoher, wohl mindestens 20 Stück

täglich. Eine Familie von nur 10 Köpfen braucht also im Monat 6000 Melonen, eine Horde von 100 Köpfen 60000.

Bei einem derartigen Verbrauch werden die Vorräte an Melonen oft genug schnell erschöpft. Nichtsdestoweniger können manche Horden, namentlich in der südlichen Kalahari, im Sandfeld ausharren, wenn ihnen Saugbrunnen zur Verfügung stehen. Diese Saugbrunnen liegen stets in Vertiefungen und haben einen derartigen Bau, daß unter feuchtem Sand, trockener liegt, anscheinend durch eine dünne, isolierende Schicht getrennt. Das den Sand durchtränkende Wasser stammt zum Teil aus Spaltquellen, die aus Gestein entspringen, oder es sind Ansammlungen von Regenwasser in einer Hohlform. Das Aufsaugen des Wassers erfolgt bei den ⁴Aikwe*) in der Weise, daß der oberflächliche trockene Sand mit den Händen fortgescharrt wird. Dann stößt man seinen Spatenstock in den nassen Sand, dreht ihn mehrmals herum, so daß ein spitz trichterförmiges Loch entsteht. In dieses steckt man ein Rohr (Abb. 11 u. 12), an dem eine hohle Grasspindel angebracht ist, verstopft die Öffnung des Loches oben am Rohrschaft mit Sand und saugt stark und anhaltend. Dann entsteht innerhalb der als Filter wirkenden Grasspindel ein luftverdünnter Raum, in den das Wasser des Sandes hineindringt. Es steigt in dem Rohr auf in den Mund, und wird dann durch geschickte Bewegungen der Zunge, der Wangen und Lippen an einem Strohhalm entlang, der von einem Mundwinkel des Saugenden in eine aufrechtstehende Straußeneierschale hinabführt, hinabgeleitet. Das Straußenei wird auf diese Weise gefüllt. Je nach dem Gehalt des Sandes an Wasser, ist das Saugen leichter oder schwerer. Oft ist es sehr anstrengend, und der Saugende reißt

---

*) Nach den Beobachtungen anderer Reisender, z. B. Wilkinson, und den persönlichen Mitteilungen eines gut unterrichteten Engländers begnügen sich die Buschmänner der Südkalahari und die dort wohnenden Bakalahari in das untere Ende des Rohres etwas Gras zu stopfen, das als Filter dient.

sich die Lippen wund, die Brust atmet krampfhaft, die Seiten fliegen, aber spärlich nur rinnt das vom Blut der Lippen gefärbte Wasser in die Schale hinab. Und doch muß es geschehen, wie soll der Unglückliche, wie seine Familie leben?

Die Zeit der größten Trockenheit und Hitze ist auch die beste Zeit für die bekannte Jagdmethode, das Wild nieder-

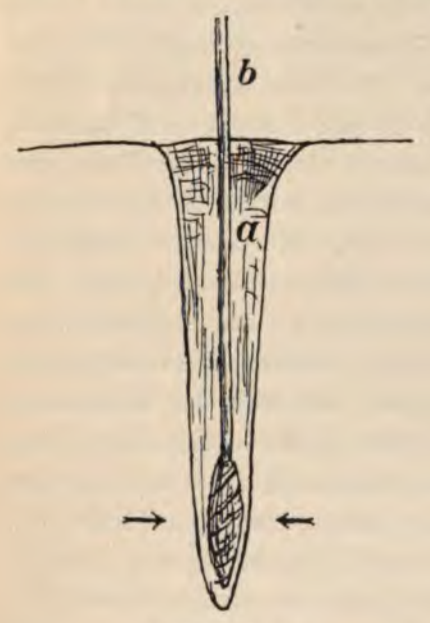



Abbildung 11.
Die Vorrichtung der ⁴Aikwe, Wasser aus dem Saugbrunnen aufzusaugen:
a) die trichterförmige Öffnung im Sand,
b) das Rohr mit der Grasspindel.



Abbildung 12.
Die Grasspindel am Saugrohr der ⁴Aikwe. Sie ist durchsichtig gezeichnet, so daß das Rohrende sichtbar ist.

zurennen. Kleinere Tiere, wie Schakale, Ducker, Steinböcke, werden wohl in allen Jahreszeiten zu Tode gehetzt, in manchen Gegenden, z. B. von den ⁴Aikwe, die östlich von ²Kintscha dauernd im Sandfeld leben, angeblich sogar fast täglich. Große Antilopen werden aber nur in den schlimmsten Monaten gehetzt. Dann sind die Tiere ziemlich mager und kraftlos, ihr Bedürfnis nach Futter und Feuchtigkeit groß, während der Buschmann

durch Melonen, von Wasser aus Saugbrunnen und dem Fleisch des erlegten Wildes sich reichlich nähren konnte. Die Jagd wird zuweilen so ausgeübt, daß sich mehrere Buschmänner über das Feld hin im Abstand von einigen Meilen verteilen und nun einer dem anderen das Tier zujagt. Manche Buschmänner vollenden aber auch heutzutage noch das Kunststück, ganz allein eine große Antilope zu Tode zu hetzen.

Ein holländisch redender Buschmann schilderte mir eine solche Jagd in folgender Weise. Mit dem Morgengrauen geht der Buschmann aus, nachdem er die Nähe von Wild, z. B. Giraffen, festgestellt hat. Findet er die Spur der Tiere von der letzten Nacht bald, so folgt er ihr, bis er die Tiere sieht, und trabt nun langsam auf sie zu. Die Herde läuft fort, der Buschmann auf der Spur hinterher. Bald holt er die Tiere, die sich wieder hingestellt haben, um zu fressen, ein und scheucht sie von neuem auf. Dieses Spiel wiederholt sich unaufhörlich. In bequemem Trab läuft der Buschmann hinterher, kann auch während des Laufes etwas essen, eine aufgehobene Melone, ein mitgenommenes Stück trockenes Fleisch usw., aber unausgesetzt gehts hinter den Tieren her. Diese kommen dagegen nicht zum Fressen, werden hungrig, durstig, nervös und aufgeregt wegen der unaufhörlichen Beunruhigung. Die Sonne steigt auf, sie kulminiert, sie senkt sich wieder, die Jagd geht fort. Die Herde fängt an, sich zu zerstreuen, einige laufen hierhin, andere dorthin. Der Buschmann sucht sich ein Tier aus, das bereits Zeichen der Ermüdung zeigt und zurückbleiben will. Ihm folgt er unausgesetzt. Schließlich hat er es isoliert.

Immer langsamer wird der Lauf des Tieres, immer kürzer die Strecke, die es, aufgescheucht, davonrennt. Es kann nicht mehr weiter. Atemlos, keuchend, zitternd am ganzen Körper und schweißbedeckt steht es da. Angstvoll stiert es den herannahenden Feind an, noch einmal rafft es sich auf, ein Satz, die Beine versagen, es stolpert über einen Busch, es stürzt, mit

Jubelgeschrei stößt der Buschmann dem zappelnden Tier die Lanze in den Leib. Dieser letzte Kampf ist der gefährlichste und aufregendste Teil der Jagd. Wie die angeschossenen Tiere, so wehren sich auch die gehetzten mit dem Mut der Verzweiflung. Ein Freund meines Berichterstatters wurde z .B. von einem Gnu aufgespießt. Die Lage des Buschmanns ist deshalb so gefährlich, weil er ja selbst durch die lange Jagd erschöpft ist und wohl kaum besonders behende mehr umherspringen kann. Gewöhnlich genügt auch nicht e i n Lanzenstoß, sondern das getroffene Tier rafft sich doch wieder auf, stürzt vorwärts, bricht wieder zusammen, und von neuem sucht ihm der Buschmann die Lanze in die Brust zu stoßen, bis es stirbt.

Das Leben des Buschmanns ist hart genug, aber er ist froh, wenn er immerhin imstande ist, unter Entbehrungen, hungernd und durstend, sein Leben zu fristen. Es gibt aber auch viel schlimmere Zeiten für ihn. Nehmen wir einmal an — und das ist nicht so selten der Fall —, daß die Regen am Ende des Jahres ausbleiben. Die Melonen sind zu Ende, die Knollen geschrumpft, saftlos, der Saugbrunnen versagt. Was tun? Drei, vier, fünf stramme Marschtage trennen die Familie von jedem Wasser. Aber selbst der Buschmann kann nicht mehr aushalten. Schon sind sie alle erschöpft, abgemagert, der Magen knurrt, die Kehle brennt. Es gibt nur die eine Möglichkeit, Tod oder Durchbruch zum nächsten Wasser. Man läßt alles irgendwie Entbehrliche zurück, Hausgeräte, Felle, und vorwärts geht's, so schnell jeder kann. Nachts wird gerastet, am Tage marschiert. Zuweilen findet man noch eine Knolle, eine Wurzel, eine letzte, saftlose Melone. Man sammelt die Kerne der reifen Melonen und röstet sie abends im Feuer. Man röstet die Sandalen, klopft sie, röstet sie und klopft sie von neuem, bis sie mürbe genug sind, dann werden sie gegessen. Ebenso behandelt man die alten, stinkenden Häute, und selbst die Ledermäntel folgen stückweise nach. Vielleicht rettet der Fund eines Nestes mit Straußeneiern der Familie das Leben. Wehe dem Kind,

wehe dem Greis, wehe den Kranken, die aus Hunger, Durst und Schwäche zurückbleiben! Niemand kümmert sich um sie, rettungslos sind sie verloren, verschollen, aber nicht vergessen. Im Bogen umgeht der Überlebende in Zukunft die Stätte des Jammers. Er fürchtet die Geister der unbestatteten Toten.

Wer schleicht dort am Ende der Karawane hin? Eine Frau ist's, eine Frau kurz vor der Entbindung. Kaum schleppt sie sich vorwärts, immer mehr bleibt sie zurück. Da befallen sie, die Verlassene, die Wehen. Unter einem Busch bringt sie das Kind zur Welt in wenigen Minuten. Sie steckt es in den Mantel auf dem Rücken und schleppt sich weiter. Abends ist das Kind vielleicht tot, wird begraben oder gar in ein Gebüsch geworfen. Die welke Brust ist leer, die Mutter selbst dürstet seit Tagen nach einem Trunk.

Am dritten, vierten, fünften Tage wird endlich das Wasser erreicht. Man muß sie gesehen haben, diese abgezehrten, schwankenden Gestalten, hohläugig, mit eingefallenen Gesichtern, fleischlosen Gliedern und skelettartigem Brustkorb, der auffallend absticht gegen den dicken, runzlichen, schlaffen und doch aufgetriebenen Bauch, der in der Not mit unverdaulicher Kost gefüllt wurde. Sie steigen in das Brunnenloch hinab, sie trinken und trinken. Andere schleppen sich hinterher.

Mit dem Verlust einiger, unter Umständen zahlreicher Köpfe erreicht die Horde das Wasser. Das Leben ist zunächst gerettet, aber Not und Elend enden nicht. Das Feld ist vielleicht arm an Nahrung, abgesucht von zahlreichen Familien, wildarm, obwohl sich das Wild in dieser Jahreszeit, wie die Menschen, ans Wasser drängt. An den Sumpf- und Flußgebieten geraten die Buschmänner aber in die Hände der Neger, werden ihrer Habseligkeiten beraubt und zu Frondiensten herangezogen. Kurz, das Ende der Trockenzeit ist die schlimmste Zeit im Jahr. Die Regen erst bringen Erlösung. Jubelnd zieht man wieder hinaus ins Sandfeld.

Allein, oft genug bleiben die Regen aus. Statt Ende November fallen sie vielleicht erst im Februar oder gar im März, wie z. B. im Jahre 1892/93. Dann erreicht die Not erst den Gipfel und lichtet in erschreckender Weise die Reihen der bereits durch Hunger ermatteten, verkommenden Häuflein. Man begreift kaum, wovon dann überhaupt die Buschmänner leben, wie sie es fertig bekommen, ihr elendes Dasein zu fristen. Vom physiologischen Standpunkt aus müßte es sehr interessant sein, vergleichende Untersuchungen über den Stoffwechsel an Mitgliedern dieser Rasse anzustellen, bei Hunger und überreichlicher Ernährung.

### Das Leben der Buschmänner in früheren Zeiten.

In der geschilderten Weise verläuft das Leben einer Buschmannfamilie in der mittleren Kalahari heutzutage. Der Buschmann ist Sammler, daneben Jäger. Ungenügend ist während des größten Teiles des Jahres die Ernährung. Furchtbar sind die Zeiten der Not, furchtbar die jährlichen Verluste an Menschenleben, gering die Vermehrung.

Wie ganz anders war es doch früher. Mag auch das Klima in verflossenen Zeiten etwas besser, das Land wasserreicher gewesen sein, im großen und ganzen wird die Natur des Landes, der herbe Steppencharakter und die damit verbundene periodische Wasserarmut in gleicher Weise auf diese Rasse eingewirkt haben wie heutzutage, allein unendlich viel günstiger waren die Lebensbedingungen, als noch die ungeheuren Herden von Säugetieren das Land bevölkerten. Damals war der Buschmann wirklich in erster Linie Jäger, damals konnten sich die Familien reichlich mit Fleisch versorgen, waren gut genährt, konnten Vorräte an getrocknetem Fleisch während der guten Jahreszeit anlegen, Felle, Elfenbein, Straußenfedern für den Handel sammeln, kurz, ein behagliches Leben führen. Von dem Reichtum an Wild hing wohl auch der größere Reichtum des Landes an Melonen

ab, wie wir schon sahen, und damit waren auch die Sandfelder für den Buschmann dauernd bewohnbar.

Ferner waren die Jagdmethoden zum Teil auch andere als heutzutage. Zwar wurde auch damals mit Pfeil und Bogen, mit Assagai und Kirri gejagt, allein naturgemäß mit viel größerem Erfolg, weil man nicht so lange zu suchen brauchte, oft genug ahnungslose Herden überraschte und mit Sicherheit auf Erfolg im Hinterhalt, halb im Sand vergraben, an Wasserplätzen, Brackpfannen, Tierpfaden usw. lauern konnte. Damals hat man wohl auch regelmäßig das Gras abgebrannt, einmal um das Wild nach bestimmten Richtungen hinzutreiben, sodann um auf der abgebrannten Fläche zu jagen, die sich sehr bald mit jungem grünen Gras bedeckt und das Wild in Scharen anlockt. Das tun die Buschmänner des wildreichen Oschimpolofeldes nach Jodka noch heutzutage. In der mittleren Kalahari brennt man dagegen kein Gras nieder. Der Buschmann würde sich selbst aufs schwerste schädigen, die Melonen würden verbrennen, und ebenso die oberirdischen Pflanzenteile, an denen er das Vorhandensein der Wurzeln und Knollen erkennt.

In früheren Zeiten jagte man auch mit Hunden. Man hatte gute dressierte Jagdhunde, die das Wild stellten und dem Buschmann Zeit gaben, mit der Lanze oder dem Pfeil das kämpfende Tier tödlich zu verwunden. Selbst den Elefanten jagte man so. Ein alter Buschmann in Chanse schilderte mir solche Jagden, die er in seiner Jugendzeit noch öfters mitgemacht hatte. Die Hunde umstellten das wütende Tier, bellten es an, suchten den Rüssel zu fassen und die Beine. Der Elefant aber riß Äste von den Bäumen ab und schlug auf die Hunde los — ein grandioser Anblick. Die Buschmänner nahten inzwischen von hinten, stießen die Assagaien dem Tier in den Unterleib, mußten dann aber blitzschnell verschwinden, denn der wütende Elefant, vor Schmerz aufbrüllend, drehte sich um gegen den neuen Feind. Im Nu waren aber die Hunde wieder da und hinderten ihn an der Verfolgung.

So jagte man früher diese Riesen unter den Tieren, sowie das Nashorn und anderes großes Wild. Mancher tapfere Jäger endete wohl, zerstampft von den Füßen der gequälten Tiere, und massenhaft wurden die mutigen Hunde von dem Rüssel und den Baumästen erschlagen, von den Hörnern aufgeschlitzt. Die Augen des alten Buschmanns leuchteten bei der Erinnerung an die schöne Jugendzeit.

Kleinere Tiere, wie Perlhühner, Feldhühner, Trappen, fängt man heutzutage noch mit Schlingen, die an einem elastischen niedergebogenen Stab befestigt werden, in der Weise, wie es Abbildung 13 und 14 zeigen. Innerhalb des Geheges, das die Schlinge hält, wird ein Lockmittel gelegt. Die Schlinge ist in labilem Gleichgewicht vermittels eines Holzstäbchens und einer Holzschlinge gehalten. Sobald das Tier die letztere berührt, wird das kleine Holzstäbchen frei, der Stab schlägt hinauf und die Schlinge zieht sich um das Tier zusammen, das nun gegen den Holzbogen gedrückt wird oder, wenn letzterer ausgerissen wird, in der Luft hängt. Mit ähnlich konstruierten Fallen fängt der Buschmann auch Schakale, ja sogar Strauße. In letzterem Fall dienen Stücke von Melonen als Köder.

Livingstone und andere ältere Reisende haben eine Jagdmethode beschrieben, die die Buschmänner angewendet haben, um Strauße zu schießen. Aus dem Federkleid des Straußes hätten sie sich einen Maskenanzug angefertigt, der Kopf des Tieres wurde auf einen Stock gesteckt und unter Nachahmung der Bewegungen der Strauße hätten sie sich den Vögeln genähert, die sie für Ihresgleichen gehalten hätten. Aus nächster Nähe schoß dann der Jäger die betrogenen Tiere nieder. Wiederholt habe ich mich nach dieser Art zu jagen erkundigt, allein ich fand keinen einzigen Buschmann, der etwas von solcher List wußte. Nur einmal wollte einer gehört haben, daß die Hottentotten im Damaraland so etwas täten. Mein Reisegefährte aus Kamerun, Herr von Üchtritz, kannte dort in der Tat einen Hottentotten oder Bastard, der eine Straußenmaske besaß.

Jedenfalls scheint diese Art der Straußenjagd bei den Buschmännern der Mittel-Kalahari nicht geübt zu werden.

Noch gewinnbringender als die Jagd auf einzelne große Tiere, war früher das Fangen mit Fallgruben. Heutzutage noch wenden die Bewohner des Sumpfgebiets sie an, ebenso die Betschuanen, und zwar in derselben Weise wie die Buschmänner, von denen sie wohl diese Jagdweise gelernt haben.

Die einfachen Fallgruben*) wurden während der Trockenzeit in der Nähe von Wasserplätzen auf den zum Wasser führenden Wegen angelegt. Sie bestanden aus 4 m langen, 3/4 m breiten



Abb. 13. **Falle der Buschmänner** für Perlhühner und Feldhühner.

und 4 m tiefen Gruben, die in der Mitte durch eine Querwand in zwei Kammern geteilt waren, wie sie noch heutzutage im Flußgebiet zu beobachten sind. Die Bedeckung besteht bei diesen aus Stäben mit Sand- und Grasdecke. Die Querwand hat den Zweck, daß das gefangene Tier, bei dem Versuch zu entkommen, auf ihr zu reiten kommt und in hilfloser Lage zwischen Himmel und Erde schwebt. Andersson fiel mit seinem Pferde im Epukirotal in eine solche Grube, und sein Tier geriet auch tatsächlich in die beschriebene Situation und wäre ohne Hilfe elend umgekommen. Noch zu Baines' und

---

*) Dieselbe Falle besitzen die Betschuanen und sie ist mit detaillierterer Beschreibung noch einmal in der „Zeitschrift für Ethnologie" in einem Aufsatz: „Das Okawangosumpfland und sein Bewohner" behandelt worden.

Champmanns Zeiten war das Epukirotal zwischen Rietfontein und ²Nakais mit solchen Gruben erfüllt. Vermutlich sollten sowohl die aus den Quellen trinkenden als auch die in Sandpfannen mit salzreichem Boden brackenden Tiere gefangen werden. Die tiefen Gruben wurden lediglich mit Hilfe des Spatenstocks und den Händen ausgegraben. Welch mühsame, zeitraubende Arbeit! Th. Hahn erwähnt in seinem Aufsatz über

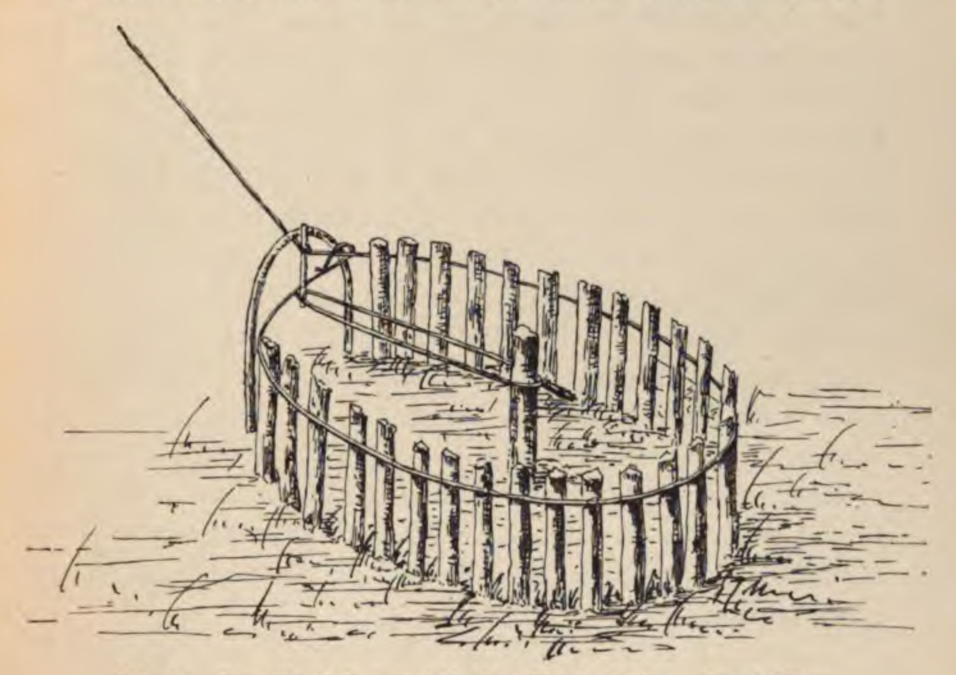


Abb. 14. Dieselbe Falle wie Abb. 13. Die Aufstellung der Schlinge.

die Buschmänner auch große Gruben mit vergifteten Pfählen, die sie in der Umgebung ihrer Behausungen in mehrfachen Reihen anlegten gegen ihre Feinde. Das mag im Süden der Fall gewesen sein, in der Kalahari wohl kaum. Dagegen hat der Kalahari-Buschmann in den Sandfeldern auch jene Kilometer langen Wildzäune aus Pfählen und Dorngestrüpp angelegt, die zu Fallgruben führten. Kchopo nennt sie der Betschuane, Livingstone schreibt Hoppo.

„Der Buschmann ist ein extravaganter, unbegreiflicher Charakter. Wenn er nach glücklicher Jagd, vollgepfropft wie eine Riesenschlange, in lethargischem Zustand daliegt und beim Erwachen weiter frißt, um dann in diesen Zustand zurückzusinken, bis aller Vorrat verzehrt ist, und ihn der Hunger quält, dann sollte man kaum glauben, daß jener schmutzige Klumpen, der schnarchend im Staube lag, fähig sei, sich in den glühenden Sand einzuscharren, um das Wild abzufangen, — imstande sei, seine Stammesgenossen zu vereinen, und aus mühsam niedergebrannten Baumstämmen zwei Meilen lange, konvergierende Palisadenreihen herzurichten, an deren Mündung ein tiefer Abgrund mit spitzen Pfählen gähnt. Meilenweit treiben 200 bis 300 Buschmänner nun das Wild der verhängnisvollen Grube zu, wo mitunter reißende Tiere hineingeraten, und in der Lebensgefahr und dem infernalischen Lärm, den die bis zur Tobsucht exaltierten Wilden zur Einschüchterung des Wildes loslassen, oder durch das Angstgebrüll und Todesröcheln des Wildes ihre wilde Natur verlieren und wie Lämmer zittern. Hier lernt man wohl erst den Charakter dieser Völker begreifen, und man muß gestehen, daß die Roheit und Grausamkeit in solchen Anlässen ihren Grund hat. Raubvögel und Menschen räumen so schleunig auf, daß in ein paar Tagen die Szene in eine weiße Schädelstätte verwandelt ist."

Diese Darstellung einer Buschmannjagd aus der Feder Th. Hahns, dieses ausgezeichneten Kenners Südafrikas, kann ich nach meinen Erkundigungen bestätigen — Livingstone beschreibt solche Jagden auch bei den Betschuanen — aber diese Jagdmethode erregt in mir andere Empfindungen, als Hahn sie äußert. Sie erweckt vor allem, sollte ich meinen, die Überzeugung, daß ein Volk, das mit so primitiven Mitteln so gewaltiger Leistungen fähig ist, die nur durch ein geordnetes, vielköpfiges, lange anhaltendes Zusammenarbeiten ausgeführt werden können, notwendigerweise auch geordnete soziale und politische Verhältnisse besitzen muß. Zigeuner ohne Heimat,

ohne Grundbesitz, ohne politische Organisation, können unmöglich solche Kraftleistungen vollbringen. In solcher Weise hat auch nicht mehr gejagt der gehetzte Anarchist des Südens, sondern der als freier Mann in der wildreichen Steppe hausende Buschmann. Solche Darstellungen zeigen aber auch, daß früher die Jagd die Hauptsache war, nicht das Sammeln, daß man sich reichlich ernähren konnte, wenn auch zuweilen Zeiten der Not kamen, und daß demnach die Grundlagen für ein geordnetes soziales und politisches Leben und eine zahlreiche Vermehrung vorhanden gewesen sein müssen, die heutzutage selbst in den am dichtesten mit Buschmännern bewohnten Gebieten fehlen. Nur wenn wir die Zustände früherer Zeiten im Auge behalten, werden wir den Kulturbesitz, sowie die Sitten und Gebräuche dieser Rasse, ihren Charakter und schließlich ihre staatlichen Verhältnisse der Jetztzeit und Vergangenheit richtig verstehen können.

## Die Herstellung der Gerätschaften.

So primitiv an und für sich der Kulturbesitz der Buschmänner ist, so kompliziert sind zum Teil die Methoden der Anfertigung. Vor allem ist sie oft äußerst zeitraubend und sehr sinnreich.

Gehen wir von der Herstellung der Wohnungen aus. Die Bücher lehren allgemein, daß der Buschmann kaum eine Hütte habe. Eine Höhle, einige zusammengebundene Büsche sollen genügen. Die Hütten seien höchstens Windschirme zu nennen. Das ist alles richtig, und doch bergen die verachteten Windschirme ein interessantes Problem, dessen Lösung noch nicht möglich ist. Dieses knüpft sich an seine Konstruktion. Man hat bisher angenommen, der Windschirm leite sich von der Kugelhütte der Hottentoten und Kaffern ab. Bei dieser sind die in die Erde gesteckten Stäbe gleich lang, werden umgebogen und mit den Enden zusammengebunden. Die Windschirme sollten einer unvollkommenen Kugelhütte entsprechen.

Ich habe einmal — leider nur einmal, denn ich erkannte damals die Wichtigkeit der Frage noch nicht — das Gerüst eines Windschirmes, und zwar eines besonders sorgfältig gearbeiteten Windschirms, in ²Kchautsa W. im Chansefeld näher untersucht, und fand die in Abbildung 15 dargestellten Verhältnisse. Die Existenz eines Mittelstabes, an den sich die Seitenstäbe wie beim Giebeldach anlegen, und das Auftreten der fächerförmig angeordneten Stäbe der Hinterwand stellen eine



Abb. 15. **Gerüst eines Windschirmes** der ²Aukwe in ²Kchautsa W.

Konstruktionsmethode vor, die von der der Kugelhütte durchaus abweicht. Es ist also sehr fraglich, ob beide gleichen Ursprungs sind, oder ob nicht der Windschirm seine eigene Entstehungsgeschichte hat und eine spezielle Erfindung der Buschmänner ist. Ist die hier dargestellte Konstruktion für alle Windschirme charakteristisch, so muß man letzteres annehmen.

Betrachten wir einmal die für den Buschmann so wichtige Fellbearbeitung näher. Das frisch abgezogene Fell wird zunächst zum Trocknen ausgespannt, indem man es mit den

Haaren auf die Erde legt und unter Ausrecken des Felles mit Holzpflöcken, die an seinem Rande in die Erde getrieben werden, befestigt. Nun trocknet es, wird hart und steif, und läßt sich in diesem Zustand lange aufbewahren. In Zeiten der Not wird es geröstet und verspeist. Soll es verarbeitet werden, so wird es einige Tage lang in Wasser gelegt, bis die Faszien und Fleischteile in Fäulnis übergegangen sind, dann werden letztere mit einer eisernen Axt (Abb. 20) oder einem hakenförmigen Instrument mit breiter Schneide abgekratzt und meist auch die Haare der Außenseite sorgfältig entfernt. Nun wird die Innenseite mit Fett, meist dem Gehirn eines frisch getöteten Tieres eingerieben, dann geklopft, bis es weich und geschmeidig geworden ist.

In anderen Fällen werden die Felle sofort durch Abkratzen gereinigt und mit dem Hirn des Tieres eingerieben, dann erst getrocknet, in Wasser gelegt und geklopft.

Die Methoden der Konservierung der Felle haben nichts für die Buschmänner Charakteristisches an sich, sie sind durch ganz Südafrika verbreitet.

Aus den fertigen Fellen werden nun die verschiedenen Kleidungsstücke gefertigt, Mäntel, Schamtücher, Schurzfelle; aus der Giraffenhaut auch Sandalen. Zum Zusammennähen von Fellen benutzt man die Sehnen der langen Rückenmuskeln, als Nadel einen dünnen Eisenpfriem, mit dem man die Löcher für die durchzuziehenden Fäden bohrt.

Die eisernen Geräte, die man gebraucht, wie Äxte, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Nadelpfrieme und andere Geräte, bekommt man zum Teil sicherlich durch Handel aus den nördlichen und nordwestlichen Gebieten, d. h. wohl von den Mambukuschu und Owambo, allein ebenso sicher ist es, daß der Buschmann es versteht, aus alten europäischen Eisengeräten, aus zerbrochenen Lanzenspitzen, kurz aus allerlei Eisenstücken, sich seine Geräte selbst herzustellen. Die Art seiner Schmiedekunst ist mir wiederholt von verschiedenen Buschmännern beschrieben worden,

so daß an ihrem Vorhandensein kaum gezweifelt werden kann. Das zu bearbeitende Eisen wird auf glühende Kohlen gelegt, und die Glut durch Hereinblasen mit Schilfrohren angefacht. Ist es weich geworden, so faßt es der Schmied mit zwei Holzstücken und hämmert es auf einem Stein mit einem zweiten Stein oder einem Eisenstück, so lange es weich ist. Dann wird es wieder erhitzt. Auf diese Weise arbeitet man sich alle Ge-

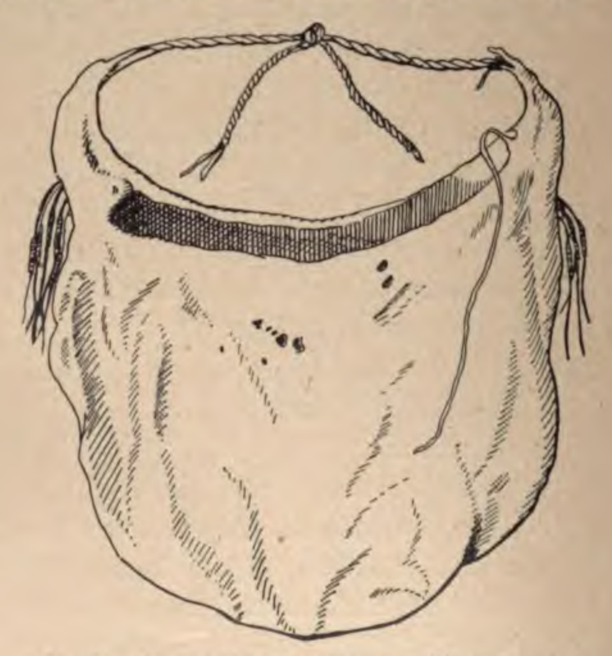


Abb. 16. **Sammeltasche der Frauen.** (1/3 d. nat. Gr.)
(Museum f. Völkerkunde, Berlin.)

räte, namentlich die kleineren selbst. Natürlich wird der eine ein geschickterer Schmied sein als der andere, nicht jeder wird schmieden können, und damit sind die Grundlagen geschaffen zum gegenseitigen Austausch ihres Besitzes.

Die Schmiedekunst liefert ihm auch heutzutage die Mittel, sich das Instrument zu machen, mit dem er die ²Choré- oder Molétsaketten herstellt. Es ist dieses ein fingerlanges Eisenstäbchen mit glatter, zugeschärfter Spitze. Diese dient

dazu, Scheiben von Straußeneierschalen, die zu rundlichen, $1^1/_2$ cm Durchmesser besitzenden Scheiben durch Abschlagen mit Steinen roh geformt sind, zu durchbohren. Ein Stein ist der Ambos, ein anderer spitzer Stein ist der Schlegel. Der Bohrer, der in einen runden Holzgriff eingelassen ist, wird auf die Mitte der Scheiben aufgesetzt und zwischen den Händen gequirlt, bis ein Loch entstanden ist. Die durchbohrten Scheiben werden nun auf einer Schnur aus Sehne oder Bast aufgezogen und die ganze Kette mit beiden Handflächen auf einem glatten

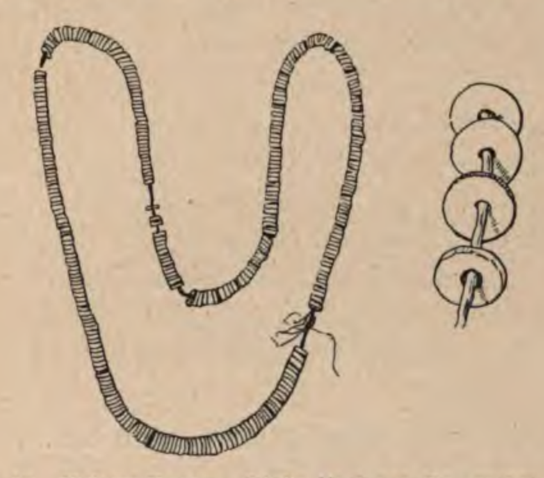


Abb. 17. **Moletsa-Ketten.** (Links $^1/_3$ d. nat. Gr., rechts nat. Gr.)
(Museum f. Völkerkunde, Berlin.)

Stein gerollt, wie Mehlnudeln auf dem Nudelbrett, bis sie ganz glatt, rund und gleich groß geworden sind.

Die ²Chore-Scheiben tadellos herzustellen, ist durchaus nicht leicht, im Gegenteil sehr schwer. Gar zu leicht platzen die spröden Scheiben entzwei, und alle Scheiben schön rund und gleich groß zu machen ist eine Kunst, die nicht jeder kann. Deshalb haben die ²Chore-Ketten auch einen für afrikanische Verhältnisse sehr hohen Wert und, wie wir sehen werden, spielten sie in früheren Zeiten als Handelsartikel eine große Rolle. Drei geschickte Arbeiter können in einem Monat

sechs Ketten von der Größe herstellen, in der sie in den Handel kommen. Die Länge der einen geschlossenen Ring bildenden Ketten wird nämlich gemessen, indem man sie unter die eine Schulter und über den Kopf streift; sie muß dann stramm auf der Brust sitzen.

Die hier geschilderte Herstellungsmethode weicht von der ab, die Schinz bei den Herero fand. Dort werden die Scheiben in einem eierbecherförmig ausgehöhlten Stein herumgedreht, bis sie die notwendige Rundung erhalten. Eine solche Methode ist, möchte ich glauben, umständlicher und unsicherer als das Rollen auf einem glatten Stein.

Obwohl die Moletsaketten bei allen Bantuvölkern Südafrikas hoch geschätzt sind und ausgiebig jetzt noch als Schmuck getragen werden, so sind, nach allen Erkundigungen, die ich eingezogen habe, doch die Buschmänner diejenigen, die sie am besten und mit besonderer Vorliebe herstellen, bezw. hergestellt haben. Von ihnen handelt man die schönsten Ketten ein, oder tat das wenigstens früher. Demnach darf man wohl die Anfertigung der $^{2}$Chore-Ketten für eine Spezialität der Buschmannkultur halten.

Eine andere Beschäftigung, die unausgesetzt im Lager ausgeübt wird, ist die Anfertigung der Waffen. Besonders die Herstellung der knöchernen Pfeilspitzen erfordert große Sorgfalt und viel Zeit. Die Röhrenknochen der Giraffe, nach anderen Autoren die des Straußes, werden mit einer Axt gespalten und durch Schaben mit scharfen Steinen zu Pfeilspitzen umgearbeitet.

Bei den Buschmännern der Mittelkalahari habe ich durchweg folgende Konstruktion der Pfeilspitze (Abb. 18, I, II, IV) gefunden. Sie besteht, wie bereits erwähnt, aus zwei Stücken, die durch eine Grashülse verbunden sind. Letztere wird mit Harz bestrichen und dann mit Bast umwickelt. Das vordere, vergiftete Stück heißt $^{2}$gum$^{2}$na, das hintere $^{2}$gǎba, die Grashülse $^{2}$u, alles in der Sprache der $^{4}$Aikwe. Die vordere Spitze

ist manchmal gekerbt, Widerhaken sind eingesägt oder auch eine Spitze mit Blatt ausgearbeitet. Auch Eisenspitzen werden hier zuweilen angebracht, die der Buschmann selbst aus Eisenstücken herstellt. Eine vergiftete, als Widerhaken dienende, mit Bast befestigte Federspule — die einfachste und gleichzeitig raffinierteste Erfindung an der raffiniert konstruierten Pfeilspitze — sah ich nie.

Über das Pfeilgift wurde bereits gesprochen und ebenso über die Art und Weise sie zu tragen, nämlich daß die Spitze bei Nichtgebrauch umgekehrt in den Rohrschaft gesteckt wird.

Wichtig ist die Frage nach der Befiederung. Professor Weule ist bekanntlich auf Grund eingehender Untersuchungen über den afrikanischen Pfeil zu der Überzeugung gelangt, daß die Feder des Buschmannpfeils aus dem Baumblatt der Pygmäen hervorgegangen ist. Da sich nun die Feder aber nur an einzelnen Pfeilen findet, und zwar bei solchen mit eiserner Spitze, so nahm er an, daß sie sich nur bei Kriegspfeilen fände und bei den Jagdpfeilen verloren gegangen sei. Er schließt aus solchen Verhältnissen auf eine nahe Verwandtschaft der Buschmänner und Pygmäen.

Bei der Wichtigkeit der Frage sei es mir gestattet, hier näher auf sie einzugehen.

Die Buschmannpfeile mit einer Feder sind sicher im Süden vorhanden gewesen. Lichtenstein hat sie gesammelt, Hahn erwähnt sie gleichfalls. Pfeile mit mehreren Federn haben die an die Owambo grenzenden Hai⁴umga aber offensichtlich von diesen entlehnt. Nach Werner werden dort befiederte Holzpfeile zur Jagd auf Geflügel benutzt. In der ganzen Mittel-Kalahari ist die Befiederung nicht vorhanden, auch nicht an solchen mit Eisenspitze. Also gerade da, wo sich der Buschmann am längsten selbständig und von äußeren Einwirkungen frei gehalten hat, fehlt die Befiederung. Aber auch im Süden ist sie durchaus nicht die Regel. Wie Weule selbst angibt, sind im Berliner Museum von vielen Dutzenden nur fünf, in Leipzig

von ebensovielen nur einer gefiedert. Also auch im Süden war der Buschmannpfeil meist ungefiedert. Fritsch erwähnt überhaupt keine Befiederung.

Die meisten der in dem Berliner Museum vorhandenen sog. Buschmannpfeile mit Befiederung sind aus Holz gearbeitet, der in Leipzig aus Rohr. Wenn also Weule meint, daß die Befiederung gerade an Rohrpfeilen verloren gegangen ist, bei dem Buschmann- wie bei dem Sudanpfeil, weil sich auf dem Rohrschaft die Federn schlecht anbringen lassen und mehr schaden als nützen, so zeigt die Existenz befiederter Rohrpfeile von Buschmännern aus dem Süden, daß der Buschmann mindestens versucht hat, in Anlehnung an ihm bekannt gewordene Muster auch seine Rohrpfeile zu befiedern. Woher könnten aber diese Muster stammen?

Im Norden ist der Fall klar, dort hat er den Owambopfeil kopiert. Wem könnte er aber die Befiederung im Süden abgesehen haben? Sicher keinem Bantustamm. Also bleiben nur die Bogen und Pfeile führenden Hottentotten übrig. Nun hat das Berliner Museum tatsächlich alte Namakwapfeile, die der Missionar Büttner, den man doch gewiß für einen gründlichen Kenner der südwestafrikanischen Völker und einen guten Beobachter halten muß, gesammelt hat. Wir dürfen also seiner Etikettierung Vertrauen schenken. Diese Pfeile sind aus Holz gearbeitet und besitzen die einzelne Feder, die genau so angebracht ist, wie an den Buschmannpfeilen. Liegt da nicht der Gedanke nahe, daß die Einzelfeder ein Bestandteil der alten, uns so wenig bekannten Hottentottenkultur ist, über deren Ursprung wir freilich noch weniger orientiert sind, als über ihre Beschaffenheit? Eine solche Entlehnung der Einzelfeder von den Hottentotten würde auch die auffallende Erscheinung erklären, daß sich diese Befiederung gerade unter den vielsprachigen Buschmannvölkern des Südens findet. Bei der Wichtigkeit der Frage — ich denke an die vermutete Verwandtschaft mit dem Pygmäenpfeil — wäre es wohl von Interesse, wenn

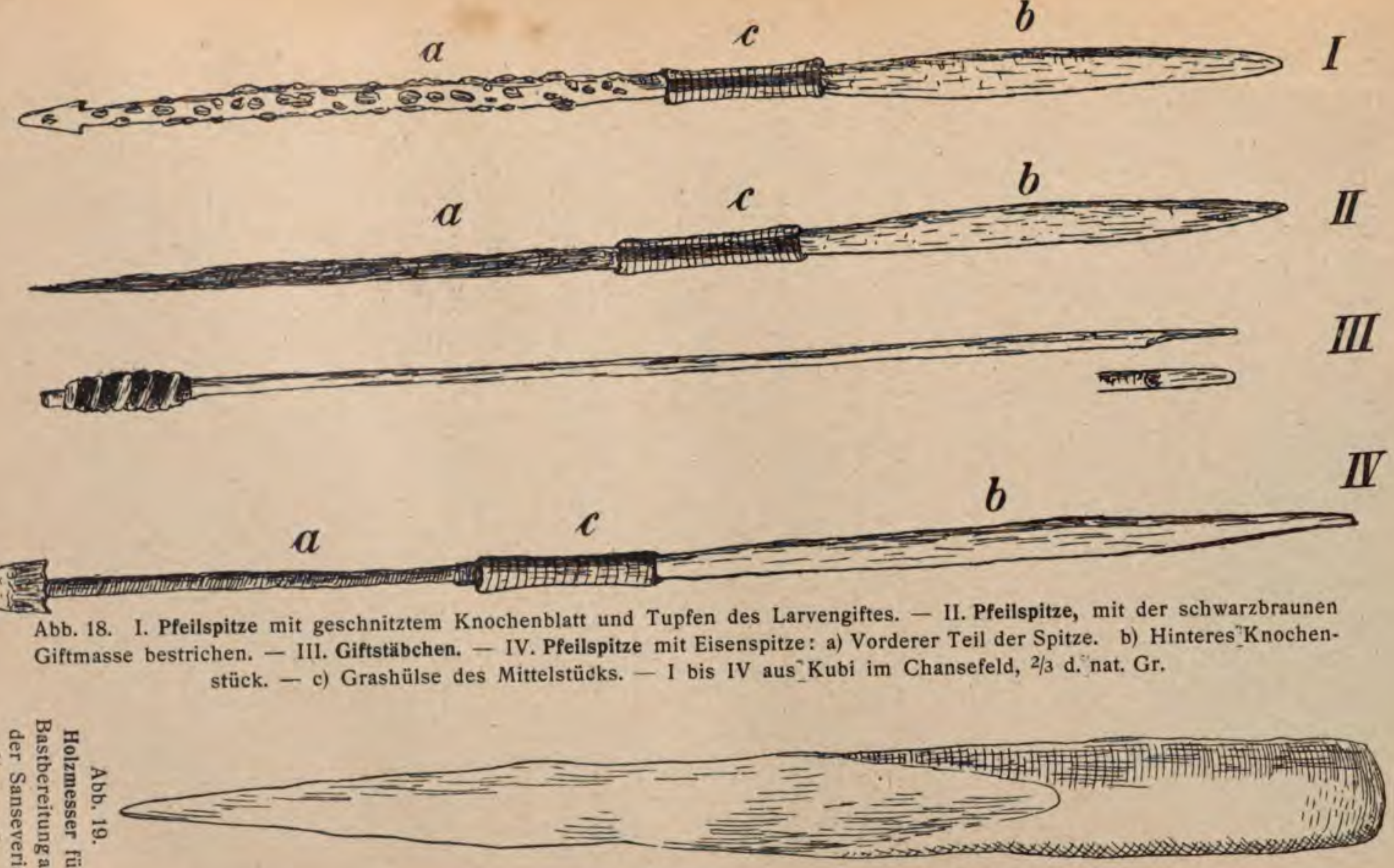



Abb. 18. I. **Pfeilspitze** mit geschnitztem Knochenblatt und Tupfen des Larvengiftes. — II. **Pfeilspitze,** mit der schwarzbraunen Giftmasse bestrichen. — III. **Giftstäbchen.** — IV. **Pfeilspitze** mit Eisenspitze: a) Vorderer Teil der Spitze. b) Hinteres Knochenstück. — c) Grashülse des Mittelstücks. — I bis IV aus Kubi im Chansefeld, 2/3 d. nat. Gr.

Abb. 19. **Holzmesser** für Bastbereitung aus der Sanseveria. 2/3 nat. Gr.

ein geschulter Ethnograph die hier ausgesprochenen Vermutungen eingehend prüfen würde.

Die Bogenspannung (Tafel I) ist folgende: Die Linke hält den Bogen meist diagonal von rechts oben nach links unten, oft aber auch senkrecht und nicht selten horizontal, namentlich beim Liegen. Die Rechte faßt den Pfeil zwischen Daumenspitze und Glied II des Zeigefingers bei schwachem Anziehen. Bei starkem Anziehen helfen Finger III und IV mit.

Den Bast, den man zu mancherlei Gegenständen braucht, z. B. zur Herstellung der Schnüre für Fallen, Schlingen, Netze u. a., gewinnt der Buschmann von zahlreichen Bäumen, z. B. Akazien. Am beliebtesten ist aber das 20 bis 40 cm lange schmale Blatt einer Sanseveria — ²gúi. Dieses wird zunächst geklopft, dann auf einen glatten Stein oder ein glattes Stück Holz gelegt und an einem Ende mit der Rechten gefaßt. Die linke Hand setzt ein zugeschärftes Holzmesser (Abb. 19) fest auf die Pflanze. Nun zieht die Rechte die Pflanze unter dem Messer durch, die weichen Bestandteile werden ausgerissen, der Bast bleibt zurück. Diese Prozedur wird mehrmals wiederholt. Die Bastfäden werden nun zusammengeflochten oder vielmehr gerollt, indem man sie mit Speichel anfeuchtet und auf dem Stein, auf Holz oder auf den Knieen unter den flachen Händen nudelt.

Häufig sind Grasringe, die sich die Buschmänner selbst anfertigen, und die auch im Flußgebiet von Kindern viel getragen werden. Sie werden aus verschiedenen Gräsern hergestellt. Letztere werden gespalten und aus den Streifen Ringe spiralig geflochten. Die Enden werden mit Harz zusammengeklebt und gleichfalls mit Gras umwickelt und verknotet. Diese Grasringe sind, wenn neu, hellgelb glänzend. Namentlich die Gräser des Flußgebiets liefern prachtvoll glänzende Ringe, die besonders von den Sklavenkindern gefertigt und getragen werden. Diese Grasringe haben, wie ich glauben möchte, kulturhistorisches Interesse. Sie gleichen Messingringen derartig, daß ich selbst sie

anfangs für Messingringe hielt. Vermutlich ist das den bisherigen Beobachtern auch so gegangen, denn in der ganzen Literatur finde ich keine Erwähnung dieser originellen Schmuckgegenstände. Leutnant Gentz ist der einzige, der sie sah und auch sammelte.*) Unwillkürlich taucht beim Anblick dieser glänzenden Ringe der Gedanke auf, daß wir hier die ursprünglichste Form der Ringe vor uns sehen. Natürlich wird es sich kaum noch mit Sicherheit entscheiden lassen, ob die Buschmänner die glänzenden Messingringe, die ja auch bei ihnen vorkommen, in Gras nachgeahmt haben, oder ob umgekehrt die Grasringe durch die Messingringe verdrängt worden sind, indem man statt des Grases den dauerhafteren Messingdraht nahm. A priori ist es ja wahrscheinlich, daß manche von Fremden gelieferte Gegenstände, wie Glasperlen, Ringe aus Messing- und Kupferdraht u. a., ursprünglich ähnlich gestalteten, aber aus anderem Material gefertigten Schmuck verdrängt haben, wie ja auch Leder-, Rinden- und Faserstoffe den europäischen Baumwollenstoffen rettungslos erliegen. Ich möchte also glauben, daß die Grasringe der isoliert lebenden Buschmänner und der unter den Bantu lebenden Sklavenkinder die ursprünglichste Form der glänzenden Arm- und Beinringe sind, und daß später erst der Messingdraht als Material in Anwendung kam.

In Holzarbeiten ist der Buschmann nicht unbewandert. Er glättet nicht bloß sorgfältig seinen Bogen und spitzt die Spatenstöcke an, er fertigt sich auch Holzlöffel, Holzschalen (Abb. 20), Mörser und Stößel. Freilich ist es nicht ganz sicher, wo diese Schalen und Mörser gearbeitet werden. Nach Leutnant Gentz beziehen die ²Aukwe im Gobabisgebiet diese Gegenstände von Stämmen aus dem Norden, also wohl den ²Kung. Wer aber die Verfertiger sind, ist nicht bekannt. Ich selbst

*) Grasringe sind wohl in den Museen zu finden, z. B. Berlin und Leipzig, allein nicht beschrieben worden. Den Messingglanz haben sie längst verloren.

habe nie gesehen, daß die Ngami-Buschmänner sie eigenhändig arbeiten, aber auch nicht gefragt, woher sie sie bekämen. Die Frage bleibt also offen, ebenso wie die Art der Anfertigung. Vermutlich dienen scharfe Steine zum Ausschaben und Glätten des Baumstammes. Sicher machen sie die ausgehöhlten Holzstücke selbst, in denen sie den wilden Honig sammeln. Werner beschreibt auch kleine Stühle aus zwei kaum handgroßen, kreis-



Abbildung 20.
Links: **Holzschale, Holzlöffel, eiserne Axt zum Fellschaben.**
Rechts: **Holzmörser**, unten derselbe im Querschnitt.

runden Holzplatten, die durch zwei Holzstäbe verbunden und ca. 10 cm hoch sind.

Steinwerkzeuge waren früher in Afrika allgemein im Gebrauch und sind auch in der Karro oft genug ausgegraben worden. Uns interessieren hier vor allem die Steinringe, die auf die Spatenstöcke gesteckt werden und zum Beschweren derselben dienen. Sie waren im Kapland bei Hottentotten und Buschmännern im Gebrauch und finden sich in großer Zahl

in den Museen. (Abb. 21.) Über die Technik bei ihrer Herstellung ist man meines Wissens nicht orientiert.

Während sie nun im Süden in ungeheurer Zahl im Gebrauch waren und auch zahlreich in der Erde gefunden worden sind, fehlen sie der Mittel-Kalahari ganz. Niemals kam mir ein bearbeiteter Stein zu Gesicht, und auch bei keinem Beobachter werden sie erwähnt. Warum fehlen sie hier? Diese Frage ist zurzeit nicht zu beantworten. Sicher ist die Ursache nicht das Fehlen von Steinen in der Kalahari. Die Gesteinsfelder enthalten zahlreich passendes Material, und von ihnen aus hätten sich die Steinringe verbreiten können. Es ist denkbar, daß die Steinringe eine Erfindung des Südens sind, z. B. der Hottentotten, und nicht so hoch nach Norden vorgedrungen sind. Dann wäre das Verhältnis ähnlich, wie eventuell

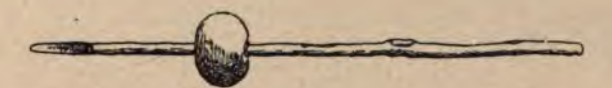


Abb. 21. **Spatenstock mit Steinring** aus der Kapkolonie. (Museum f. Völkerkunde, Berlin.)

beim gefiederten Pfeil. Immerhin wäre es merkwürdig, daß sich die Steine nicht durch den Handel verbreitet haben sollten.

Am wahrscheinlichsten scheint mir die Bodenbeschaffenheit maßgebend zu sein. Im Süden haben wir im Bereich der Karroschichten einen schweren, zähen Tonboden, der dem Spatenstock sehr großen Widerstand entgegensetzt. Daher war es wohl zweckmäßig den Stock zu beschweren, damit er mit Wucht in den harten Boden eindringen konnte. In der Kalahari dagegen ist es leicht, in dem Sandboden ein Loch mit Stock und Hand zu graben. Es ist also sehr wohl möglich, daß der Bewohner der Sandfelder den Stein nicht nötig hatte, und er ihm mehr eine Last als ein Vorteil war. Die Zone der örtlichen Verwitterungsprodukte hat sehr gemischten Boden, von lockerem Sand bis schwersten Tonboden sind alle

Übergänge vorhanden, man wird den Steinring also auch dort oft genug mit Vorteil benutzen können.

Untersuchungen über die Verbreitung der Steinringe wären von Interesse und können Licht auf ihre Herkunft werfen.

### Skulpturen und Malereien.

Außer den lediglich praktischen Zwecken dienenden Gerätschaften hat der Buschmann auch rein ideale Künste zur Entwicklung gebracht, durch die er sich vorteilhaft von den ihm an materiellem Kulturbesitz weit überlegenen Feinden unterscheidet, nämlich die Malerei. Seit langem sind die Buschmannzeichnungen bekannt und als Denkmäler der früheren Verbreitung dieser Rasse über Südafrika verbreitet. Es handelt sich teils um Bilder, die auf glatten Felsflächen mit roter Farbe gemalt sind. Die Farbe besteht wohl aus gepulvertem Eisenoxyd und einem Konstituenz, vielleicht Fett und Harz. Teils haben sie Basreliefs in die durch Verwitterung entstandenen Eisenhydroxydrinde der Gesteine eingekratzt. Die Diabase der Karroformation sind ganz besonders für solche Technik geeignet und auch in ausgedehntem Maße dazu benutzt worden. Im Grootfonteiner Distrikt auf der Otawi-Halbinsel hat Dr. Rohrbach*) Basreliefs von Fußabdrücken von Menschen und Antilopen auf Sandstein gefunden, der wahrscheinlich den Lydenburger Schichten angehört.

Die Darstellungen beziehen sich auf Gegenstände und Begebenheiten des täglichen Lebens, und zwar vorwiegend auf Jagd und Krieg. Tiere und Kampfszenen sind außerordentlich lebendig und charakteristisch dargestellt, in späterer Zeit auch Europäer und ihre fremdartigen Geräte und Trachten.

In der Kalahari sind Skulpturen meines Wissens überhaupt noch nicht gefunden worden, Malereien nur in den Tschorilo-

---

*) Branco: Fragliche Reste und Fußfährten des tertiären Menschen. Monatsberichte der deutschen geologischen Gesellschaft 1904.

bergen (Tafel II).*) Sie stellen dort fast ausschließlich Tiere vor, von denen viele ohne Schwierigkeit erkennbar sind, andere sind dagegen ganz unkenntlich. Sie bestehen aus roter Farbe und sind an einer glatten, etwas überhängenden Felsfläche, in der von der Quelle zur westlichen Ebene hinabführenden Schlucht, und zwar auf der Südseite, zu finden. Die ²Gokwe, die ich dort antraf, behaupteten, daß die Bilder nicht von Menschen herrühren könnten, und sie wüßten auch nicht, wer sie gemacht habe. Sie könnten aber nicht alt sein, wenigstens nicht alle, da unter den deutlich erkennbaren Tieren das doch erst seit 50 Jahren eingeführte Pferd vorkommt. Sie dürften übrigens in verschiedenen Perioden entstanden sein, da manche ganz frischrot, andere verwaschen und ausgebleicht sind. Auch in der Darstellungsweise ist insofern ein Unterschied erkennbar, als die alten Zeichnungen die Tiere meist mit zwei, die neueren mit vier Beinen darstellen.

Menschliche Figuren kommen gar nicht vor, nur einmal hat sich der Künstler den Scherz erlaubt, seine Hand rot zu färben und gegen die Wand zu klatschen. Es ist eine kleine gedrungene Hand, die sehr wohl einem Buschmann angehören könnte.

Unter den abgebildeten Tieren sind Rhinozerosse und Eland am häufigsten vertreten, daneben die Giraffe. Hyäne, Ziege, Springhase sind zweifelhaft. Der Elefant fehlt auffallenderweise ganz.

## Musik und Musikinstrumente.

Von vielen Beobachtern ist die Tatsache als Rassenunterschied hervorgehoben worden, daß die Hottentotten außer-

---

*) Anm. Herr Geheimrat Fritsch erklärt in seiner Besprechung dieses Aufsatzes in der Zeitschrift für Ethnologie meine Zeichnungen für „Zerrbilder". Das Warum? verschweigt er. Ich habe die Figuren möglichst genau kopiert und kann versichern, daß sie den Originalen ziemlich nahe kommen.

ordentlich musikalisch sind, sehr schöne klangvolle Stimmen haben und mit Freude und Verständnis unsere Lieder lernen, während die Kaffern eine schreiende, unmelodische Stimme besitzen und unserer Musik wenig Verständnis entgegenbringen. Die Buschmänner verhalten sich wie ihre stammverwandte Rasse, die Hottentotten. Auch sie haben sehr melodische klangvolle Stimmen, und durchaus angenehm klingen die Lieder, die die Buschmannfrau oft genug während der Arbeit, z. B. dem Abpflücken von Früchten u. a., zu eigener Unterhaltung singt. Es sind getragene, schwermütige Melodien, so recht passend für die Angehörigen einer unterdrückten, dem Untergang geweihten Rasse. Sie unterscheiden sich deutlich von dem flotten Tempo der vergnügten Tanzlieder. Leider bin ich so unmusikalisch, daß ich keine der Melodien habe aufzeichnen können.

Die Musikinstrumente sind sehr primitiv. Außer dem Bogen habe ich kein Instrument im Besitz der Kalahari-Buschmänner gesehen. Die ²Gorra, deren Federspule einen durchdringenden, kreischenden Lärm macht, habe ich nie bei ihnen beobachtet, wohl aber bei den Betschuanen. Das gleiche gilt von den Resonatoren aus Kürbisschalen. Die Musik, die der Buschmann mit dem Bogen macht, ist lediglich für den Spieler berechnet, nicht für Zuhörer, selbst nicht für Nahesitzende. Es ist vielmehr eine, ich möchte sagen, „interne Musik". Der Spieler hält ein Ende des Bogens zwischen den Zähnen, klopft mit einem Stäbchen auf die Sehne, deren Ton durch Niederdrücken der Finger der anderen Hand verändert wird. Der Nachbar hört nur ein leises Summen. Auf den Spieler dagegen wirkt das dröhnende Geräusch, das durch die Kopfknochen dem Ohr übermittelt wird, und das beständige Erzittern betäubend, wie ein Narkotikum, so daß der Spieler traumverloren, der Wirklichkeit entrückt und seiner Phantasie sich hingebend dasitzt, ohne sich um seine Umgebung zu kümmern. Das ist eine Art Musik, die für einsam lebende Menschen — und einsam ist der Buschmann oft —, für Mitglieder einer untergehenden

Rasse, denen die Wirklichkeit mehr Elend als Freude bereitet, so recht wie geschaffen ist.

An diese Musik mußte ich lebhaft denken, als ich später die Methode der Indianer des Orinokogebiets kennen lernte, um den Alligator zu fangen. Ein an einem Strick befestigter Haken mit Fleischköder wird nämlich in den Fluß gelegt. Hat der Alligator angebissen, so zieht ein Dutzend Menschen den Strick an. Das gefangene Tier aber widersetzt sich mit aller Kraft. Nun trommelt man auf das gespannte Seil mit Stöcken. Der Alligator wird durch die Erschütterung betäubt, läßt sich ans Land ziehen und wird nun mit Äxten getötet.

Das Prinzip ist in beiden Fällen dasselbe, die Erschütterung beim Alligatorfang nur stärker und betäubender.

Das Fehlen der ²Gorra im Herzen des Buschmannlandes, während sie bei den Buschmännern der Süd-Kalahari und bei den südlichsten Bantustämmen des östlichen Hochlandes sowie den Hottentotten des Groß-Namalandes verbreitet ist, legt wie bei der Befiederung und beim Steinring die Frage nahe, ob nicht auch sie ein Hottentotteninstrument sei, das die südlichsten Buschmänner erst von ihnen entlehnt haben.

S i g n a l p f e i f e n habe ich nur einmal beobachtet, im südlichen Kaukaufeld bei ¹Gam. Allerdings waren es Pfeifen einfachster Form, improvisierte Musikinstrumente, nämlich Röhrenknochen kleiner Antilopen, auf denen man blies, wie die Kinder bei uns auf Schlüsseln oder Blechfederhaltern blasen.

Das S c h w i r r h o l z (Abb. 22) soll ein Instrument der Buschmänner sein. Ich selbst habe es bei ihnen nicht gesehen, wohl aber bei einem Sklavenkinde in der Batauanastadt ¹Gau, bei dem die Buschmannabstammung unverkennbar war. Es hatte das in Figur 22 abgebildete Instrument in der Hand, und indem es in der Luft Achten beschrieb, verursachte die an einem Stab befestigte Feder ein Brummen, ähnlich unserem Brummtopf. Die beiden Stäbchen waren durch einen Lederstreif verbunden, der mit Bast an jenen befestigt war. Da das Instru-

ment, das die Betschuanen Ssewéwe nennen, meinen Buschmannbegleitern bekannt war, so ist es sehr wahrscheinlich, daß es in der Tat ein ursprüngliches Buschmanngerät ist, das früher, wie das nach L. Frobenius ursprünglich der Fall gewesen sein soll, heilig war und jetzt Kinderspielzeug geworden ist.

## Sitten und Gebräuche.

Verfolgen wir nun einmal das Leben des Buschmanns von der Geburt bis zu seinem Tode, wie es nach den mir ge-

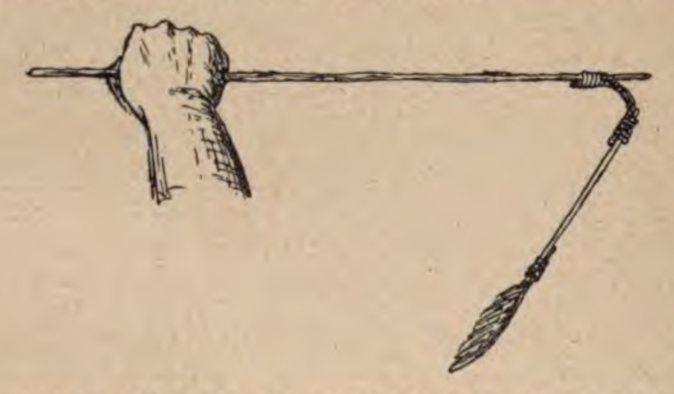


Abb. 22. **Schwirrholz** eines Sklavenkindes von Buschmannabstammung in der Batauanastadt [1]Gau am Tauche.

machten Schilderungen bei den [4]Aikwe verläuft. Fühlt eine Frau die Stunde der Niederkunft herannahen, so bereiten ihr Frauen ein Lager aus grünem, saftigem Gras, das mit den Händen fein zerrieben ist. Die Geburt erfolgt meist sehr leicht in Gegenwart einiger Frauen, Männer dürfen nicht anwesend sein. Über die Lage der Mutter und die Manipulationen bei der Geburt habe ich nichts erfahren können. Die Nabelschnur wird mit einem Messer durchschnitten, fraglich ist es, ob sie auch abgebunden wird. Das Kind wird mit dem zerriebenen Gras abgerieben.

Diese Schilderung bezieht sich natürlich nur auf Zeiten des Wohllebens, wo die Familie bei genügender Nahrung im

Lager lebt. In Zeiten der Not, auf dem Marsch, werden keine Vorbereitungen getroffen.

Die Ernährung und das Aufziehen des Kindes erfolgt nur dann, wenn die Mutter genügend Nahrung hat, also selbst in genügendem Ernährungszustand sich befindet, und wenn das letzte Kind bereits so weit entwickelt ist, daß es sich selbst Wurzeln und Knollen graben, Melonen usw. sammeln kann. Ist das nicht der Fall, so wird das Neugeborene lebendig begraben. Denn bei der Härte des Lebens und dem Kampf ums Dasein ist es der Buschmannfrau nicht möglich, zwei Kinder auf einmal aufzuziehen. Stirbt eine Frau infolge der Entbindung, so wird das Kind mit ihr beerdigt.

Zwillinge scheinen kaum vorzukommen. Wenigstens hatte sich nach Aussage meines alten $^{4}$Aikwe-Buschmannes niemals in seinem Stamm die Geburt zweier Kinder ereignet, er habe aber gehört, daß so etwas vorkommen könne.

Nach der Geburt erfolgt die *Namengebung* durch die Eltern unter dem Beirat der Großeltern, Onkel und Tanten. Meist erhalten die Söhne den Namen des älteren Bruders des Mannes oder des Großvaters, Töchter dagegen den Namen der älteren Schwester der Frau oder der Großmutter. So hieß z. B. ein von mir befragter $^{4}$Aikwe *Tsai*, sein Vater $^{2}$Kächa, sein Großvater $^{2}$Kinga, seine Mutter $^{2}$Oabba, seine Frau $^{2}$Nun$^{2}$gai, seine Schwiegermutter $^{2}$Kuba. Ein älterer, verstorbener Bruder hieß $^{2}$Ka$^{2}$gai, und nach ihm würde er einen Sohn nennen, den er bekäme. Eine Tochter würde er aber $^{2}$Kuba nach der Schwiegermutter nennen.

Geburt und Namengebung werden durch einen reichlichen Schmaus mit Tanz und Gesang gefeiert, nota bene, wenn man das Glück hat, ein Stück Wild erlegt zu haben.

Die Zahl der Geburten dürfte nicht sehr groß sein, entsprechend der Härte des Lebens. Infolge der mangelhaften Ernährung gehen außerdem zahlreiche Kinder in den ersten Wochen zugrunde oder werden, wie erwähnt, direkt umgebracht.

Man hört auch oft die Behauptung aussprechen, daß die Buschmannfrauen eine Medizin hätten, um die Konzeption zu verhindern. Davon wollen diese selbst aber nichts wissen. Möglicherweise handelt es sich um Abortivmittel.

Die kleinen Kinder wachsen zunächst in dem Tragtuch auf dem Rücken der Mutter auf, dann krabbeln sie wie braune Frösche im Sand umher, verbrennen sich die Finger am Lagerfeuer und den Kohlen, die zunächst die größte Gefahr für sie vorstellen. Bald bekommen sie so ziemlich alles zu essen, was der Erwachsene genießt, und mit dem ersten Jahre können sie laufen und meist auch plappern. Die Entwicklung geht schnell vor sich. Die Erziehung besteht vor allem im Unterricht im Sammeln eßbarer Gegenstände, im Erkennen von Pflanzen und Tieren und Erlernen ihres Wertes für den Menschen. Werden die Kinder größer, so müssen sie mit beim Sammeln helfen, lernen Wurzeln graben und das Wild spüren. Dazu kommt das Anfertigen von Geräten, von Waffen und die Übung im Gebrauch derselben. So wachsen die Kinder in inniger Berührung mit der Natur auf und werden auf alle zum Jagen und Sammeln notwendigen Kenntnisse und Handgriffe dressiert. An Hunger und Durst, an Kälte und Hitze werden sie frühzeitig gewöhnt. Wer das harte Leben nicht aushält, geht eben zugrunde.

Die Pubertätszeit bedeutet auch für den Buschmann einen wichtigen Abschnitt in seinem Leben. Es liegt nahe, daran zu denken, daß die Buschmänner eine ähnliche Einrichtung haben wie die Bantu, eine „Kaffernschule", wie die Buren es nennen. Lange konnte ich nichts darüber erfahren, endlich in einer schwachen Stunde gestand mein alter ⁴Aikwe-Buschmann, daß eine ähnliche Einrichtung auch bei den Buschmännern bestände, aber nur bei den Knaben, nicht bei den Mädchen. Folgendes habe ich in Erfahrung bringen können.

Während der Trockenzeit, also der kältesten Zeit im Jahr, ziehen die mannbaren Knaben unter Aufsicht eines erfahrenen

älteren Mannes in das Feld hinaus. Dort leben sie in einer großen Hütte, dürfen kein Feuer haben, dürfen, da Fleisch verpönt ist, nur von rohen Wurzeln und Früchten leben, und Wasser nur in beschränktem Maße trinken. Wahrscheinlich werden sie auch von ihrem Lehrer mit kräftigen Prügeln bedacht. Auf diese Weise wird der Körper gestählt und abgehärtet, allein nicht alle, scheint es, ertragen die Kur und manche suchen zu fliehen. Das entnehme ich der Angabe meines Buschmanns, wenn jemand in den Busch ginge, um ein körperliches Bedürfnis zu verrichten, so gingen alle mit und bewachten ihn, damit er nicht fortliefe. Verlassen sie die Hütte, so dürfen sie sich nur tanzend bewegen.

Während dieser Zeit erhalten sie von dem Lehrer Unterricht, und zwar in den Mysterien des Geschlechtslebens. Das kann man daraus schließen, daß sie die religiösen Tänze tanzen lernen, die sich wohl ausnahmslos auf das Geschlechtsleben beziehen, denn sie ahmen gewöhnlich die Bewegungen nach, die die brünstigen Männchen verschiedener Tiere vor den Weibchen ausführen. Wir werden im folgenden einige kennen lernen.

Ist der Kursus beendet, so erfolgt die Weihe zum Mann durch Tatuierungen, die der Lehrer seinen Schülern auf der Stirn und zwischen den Schulterblättern einschneidet. In die Schnitte wird Holzkohlenpulver gerieben, und diese so schwarz gefärbt. Vermutlich sind die Einschnitte auf der Stirn zugleich die Stammesmarken. Beschneidung erfolgt nicht. Nach Empfang dieser Weihe sind die Knaben Männer geworden, dürfen heiraten und an den Beratungen und Tänzen der Männer teilnehmen.

Die Mädchen sollen keine „Schule" durchmachen, aber der Eintritt der Reife wird auch gefeiert, und zwar bei den $^4$Aikwe durch den Elandbulltanz — du$^2$kẽ. Im Chanse hatte ich Gelegenheit, einen solchen Tanz zu beobachten und zu photographieren (Abb. 23). Ein Mädchen hatte die erste Menstruation gehabt, infolgedessen versammelten sich Männer

und Frauen zur Aufführung des durch Sitte und Brauch vorgeschriebenen Tanzes. Die alten Weiber stehen an einer Stelle und bilden die Musikkapelle, indem sie singen, in die Hände klatschen und mit Eisenstücken klappern. Zu ihren Füßen liegt das junge Mädchen auf der Erde. Die verheirateten jüngeren Frauen gehen nun im Gänsemarsch, zu dem Takt der Musik mit den Füßen aufstampfend und die nach abwärts ausgestreckten



Abb. 23. **Elandbulltanz.**
Die zweite Figur von rechts ist der „Bulle". Im Hintergrund die Musikkapelle.

Arme gleichfalls rhythmisch nach unten stoßend, um das Mädchen herum, eine Kringelform beschreibend. (Abb. 24.) Dabei haben sie das hintere Schurzfell hochgehoben. Mit dem entblößten Gesäß, das übrigens, wie bei den Hottentotten, in auffallender Fülle entwickelt ist, wackeln und kokettieren sie umher. Das geht so eine Weile, plötzlich naht sich ein Buschmann langsamen Schrittes, gleichfalls im Takt mit den Füßen stampfend und mit

den angezogenen Unterarmen und geballten Fäusten ebenfalls den Takt schlagend. Auf dem Kopf hat er ein paar Hörner nebst einem Stück Fell befestigt. Vermutlich sollen eigentlich Elandhörner genommen werden, unser Buschmann hatte sich aber ein paar geschnitzte, fingerlange, mit Holzkohle geschwärzte Holzhörner nebst einem Stück Ziegenfell vor die Stirn gebunden.

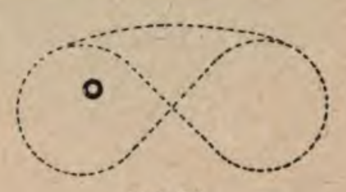


Abb. 24.
Der beim Elandbulltanz beschriebene Weg. Am schwarzen Ring steht die Musikkapelle.

Der gehörnte Buschmann ist der Bulle, die Weiber sind die Kühe, diese Beziehung ist unverkennbar. Der Bulle naht sich, läuft mehrmals um die Kühe herum, die ruhig weiter stampfen und kokettieren. Plötzlich springt er in die Reihe hinter eine Frau und zieht mit. Die Bewegungen des Bullen und der Kühe sind dabei so drastisch, daß man ohne weiteres erkennt, es handele sich um eine Szene aus der Brunstzeit der imitierten Tiere. So geht der Zug eine Zeitlang auf und ab. Bald springt der Bulle hierhin, bald dorthin, schließlich löst sich die Reihe unter Lachen und Scherzen auf, die Kapelle verstummt, aber nach einiger Zeit beginnt das Spiel von neuem.

Eine ganze Reihe von anderen Tänzen bezieht sich ebenfalls auf das Sexualleben der Tiere. So ahmt der Duckertanz den brünstigen Duckerbock nach, der vor dem Weibchen die possierlichsten Sprünge ausführt, und ebenso der Pfautanz — 'gau. Die große Trappe der Kalahari, von den Buren Pfau genannt, führt nämlich in der Brunstzeit vor dem Weibchen einen Tanz auf, springt umher, vorwärts und rückwärts und im Kreise, stößt dumpfe, kurze Töne aus, die weit durch die Nacht schallen, bläst den Halskragen auf und läßt die Flügel herabhängen. Auf der einen Seite sitzen die Männer, auf der anderen die Frauen. Von ersteren springt einer nach dem

anderen vor und tanzt, die Weiber aber singen und klatschen in die Hände.

Ein ähnlicher Tanz ist der Stachelschwein- oder „Ester-varktanz“ — $^{3}$gnóē. Er wird stehend unter Händeklatschen getanzt.

Alle diese Tänze haben höchstwahrscheinlich eine religiöse Bedeutung. Das „Tanzen“ vor Tieren als Ausdruck der Verehrung und Anbetung — das cho bína der Betschuanen — ist ja in Südafrika allgemein Sitte. Vielleicht will auch der Buschmann die imitierten Tiere durch den Tanz verehren. Indes ist mir Näheres nicht bekannt geworden.

Außer diesen Tänzen, bei denen Frauen und Männer tätig sind, gibt es auch Tänze, in denen die Männer allein wirken, Frauen aber anscheinend nicht teilnehmen dürfen.

Vermutlich haben auch diese eine tiefere religiöse Bedeutung. Zwei solcher Tänze habe ich in Erfahrung bringen können, einen Tanz, der auf den Knieen — $^{2}$garus — und einen, der mit heftigem Auftrampeln der Füße getanzt wird. Die Bedeutung ist mir aber nicht bekannt.

Von den religiösen Tänzen durchaus verschieden sind diejenigen Tänze, die man tanzt, „um vergnügt zu sein“ — wie mein alter Buschmanndiener sagte. Dazu gehören einmal Tänze, wo sich die Jünglinge an dem Anblick der Damen berauschen und sich unter Tanzen, Springen und Stampfen in wilde Leidenschaft versetzen. Gewöhnlich stehen die Frauen auf der einen Seite und klatschen und singen, die Männer aber gehen stampfend im Kreise herum. Hierher gehören auch die Einzeltänze, in denen liebestrunkene Jünglinge, auf einem Beine stehend, durch Gliederverrenkungen und Ausdauer zu brillieren suchen.

Zu den Lustbarkeiten gehören wohl auch Vorstellungen von Kriegstänzen und Scheinkämpfen mit Assagai und Kirri — $^{2}$gau —, Darstellungen von Jagdszenen, wie sie z. B. Leutnant Gentz von den $^{2}$Aukwe von Gobabis beschreibt.

(Globus, Bd. 84, 1903, S. 157.) Ein einfaches Spiel, bei dem es auf Geschicklichkeit ankommt, ist ferner das Melonenspiel — ǀnai —, das Baines auch bei den Hottentotten sah und beschreibt. Ausgehöhlte, mit einigen Steinen gefüllte und einem fingergroßen Loch versehene Melonen werden herumgewirbelt, indem man einen Finger in das Loch steckt, sie in die Luft wirft und mit dem Finger wieder auffängt.

Eine Anzahl von Tänzen beschreibt Werner von den Heiǁkum, sogar mit Wiedergabe der Noten und des Taktes. Es sind teils Kriegs- und Vergnügungstänze, zum Teil aber wohl auch religiöse Tänze, wie z. B. der „Vogeltanz", bei dem ein Adler nachgeahmt wird.

Getanzt und gesungen wird am liebsten in Mondscheinnächten, wenn es kühl ist, nach gutem reichlichen Mahl. Bei solchen Tänzen geraten die Buschmänner in solche Leidenschaft, daß sie, selbst in gefährlicher Situation, alle Vorsicht außer acht lassen, und in ihrem Vernichtungskampf mit den Buren wurde so manche Buschmannhorde beim Tanz im Mondschein umstellt und niedergeknallt. Werner beobachtete sogar, daß Tänzer in Extase gerieten, ohnmächtig umfielen mit gellendem Schrei, worauf ein „Doktor" sie durch Anpusten wieder ins Leben zurückrief.

Hochzeit. Will ein Buschmann heiraten, so hat er sich unter den Mädchen eines anderen ǂai umzusehen, innerhalb der Sippe darf nicht geheiratet werden. Hat er ein passendes Mädchen gefunden, so muß er zunächst die Gunst der Eltern durch ein Geschenk erwerben. Ist dieses und damit seine Bewerbung angenommen, so hatte er früher ein großes Stück Wild — eine Giraffe, Gnu oder etwas ähnliches — zu schießen oder niederzulaufen, und damit seine Befähigung, eine Familie zu ernähren, bewiesen. Der Schmaus der erlegten Beute ist zu gleicher Zeit das Hochzeitsmahl. Heutzutage sind diese Gebräuche wegen Mangel an Wild nicht mehr üblich, man begnügt sich mit der Darbringung kleinerer Geschenke.

Der Mann schließt sich der Familie seiner Frau an und wird ein Mitglied der anderen Sippe. Da er aber mit seinen Eltern und Verwandten in Verkehr bleibt, werden nahe Beziehungen zwischen den Sippen eines Stammes geschaffen, die für das politische und soziale Leben von größter Bedeutung sind. Nur bei der Heirat eines Familienoberhauptes hat die Frau zur Sippe des Mannes überzugehen.

Bei den Buschmännern besteht Vielweiberei, und zwar heiratet der Mann sehr häufig die Schwestern und Cousinen seiner ersten Frau. Drei bis vier Frauen sollen keine Seltenheit sein. Dementsprechend kommt es sehr häufig zu häuslichen Szenen aus Eifersucht, die besonders von den älteren Frauen ausgehen. Vermutlich gibt der Buschmann oft genug Grund zu solcher Eifersucht, bewacht selbst aber seine Frauen aufs ängstlichste. Wegen Ehebruch soll es sehr oft zu Mord und Totschlag kommen. Immerhin scheinen mir die ehelichen Verhältnisse der Buschmänner noch nicht die schlechtesten zu sein. Jedenfalls findet man bei ihnen nicht die ekelhafte Prostitution den Weißen gegenüber, die bei den Bantu Südafrikas fast allgemein ist, am schamlosesten und offensten vielleicht bei den Herero.

## Religion.

Die religiösen Anschauungen der Buschmänner stimmen, soviel oder wenig wir darüber wissen, mit denen der meisten Naturvölker in den Grundzügen überein. Die Furcht vor den Naturkräften, denen der Mensch hilflos gegenübersteht, vor dem Donner, Blitz und Sturm, der Versuch, unbegreifliche Erscheinungen, wie Tag und Nacht und die Gestirne zu erklären, vor allem aber der Tod, haben wohl den Menschen in erster Linie zu philosophischen Betrachtungen angeregt. Vielleicht noch mehr als der Tod regt der Totschlag an seinem Gegner den Menschen auf. Was ist geschehen? Wo ist der geliebte Freund, wo der gehaßte Feind geblieben? Ist wirklich alles zu Ende?

Die Naturvölker sind alle scharfe Beobachter der Natur, und diese lehrt das Vergehen und Werden vieler Dinge und Wesen. Die Sonne geht unter, der Mond geht unter, die Sterne gehen unter, aber alle kehren wieder. Die Pflanze sprießt auf, blüht, stirbt, aber ihre Früchte gelangen in die Erde und neues Leben entsteht aus ihnen. Noch lehrreicher vielleicht sind die Beispiele des Tierreichs. Viele Tiere verkriechen sich, liegen während des Winters in starrem, totem Zustand oder als Puppen, wie Amphibien, Reptilien, Insekten, aber dann erwachen sie wieder. Die Eier vieler Tiere liegen in der Erde, und plötzlich belebt sich der Boden und Tausende von Heuschrecken, von Termiten und anderen Tieren kriechen und fliegen hier und dort heraus. Sollten der Mensch und die großen Tiere es nicht ähnlich machen? Derartige Überlegungen sind wohl die Grundlage zu der Auffassung, daß auch der tote Mensch in irgend einer Form weiterlebt und haben zu dem bei allen primitiven Naturvölkern dominierenden Ahnenkultus geführt. Die Ahnen sind es, die man als unsichtbare, freundliche und feindliche Gottheiten verehrt, die das menschliche Leben täglich hundertfach beeinflussen, günstig und ungünstig. Man sucht sie daher zu beschwichtigen, zu gewinnen, zu belohnen durch Darbringen von Opfern, durch Tanzen vor ihnen, durch Zaubermittel, die die guten Geister fesseln, die die bösen bannen. Damit beginnt denn aber auch der ganze Wust von Aberglauben und Zauberei, in den man meist kein System mehr bringen kann. Daß der Ahnenkultus im Mittelpunkt aller religiösen Anschauungen des Buschmanns steht, hat der beste Kenner des geistigen Lebens der Buschmänner, Th. Hahn, längst ausgesprochen. Dieselbe Ansicht hatte ein Bastard, der die Buschmänner von Gobabis sehr gut kannte, wie Leutnant Gentz berichtet. Ich persönlich kann nichts Neues beitragen, allein so manche Sitten und Gebräuche bei Krankheit und Unglücksfällen, besonders aber beim Tode, weisen deutlich auf den Ahnenkultus und die Geisterfurcht hin.

Wird jemand krank, so wird ein Zauberdoktor geholt, deren die Buschmänner viele haben. Er ist meist mit vielen Amuletten aus allen drei Reichen der Naturgeschichte behängt und phantastisch ausgeputzt. Daß solche Zauberer gegen Gifte, z. B. von Skorpionen, gefeit sind, wohl durch allmähliche Impfung, ist sicher, wie Schinz persönlich beobachten konnte. Allein nicht jeder Buschmann ist so gefeit. Die meisten fürchten die Schlangen, ja selbst unschuldige Eidechsen. Der Unterricht bei einem Zauberdoktor scheint nicht identisch zu sein mit dem Unterricht in der Pubertätszeit. Der Doktor sucht den Kranken zu heilen durch Medizin, die innerlich genommen wird und aus eingekochten Kräutern und Säften besteht — auch Dekokte aus schweißigen Kleidungsstücken des Doktors und sein Urin spielen oft eine Rolle —, oder er sucht durch äußerliche Mittel den „Wind" auszublasen, indem er tanzt, beschwört, singt, schreit und sich in Extase versetzt. Zuletzt beugt er sich über den Kranken, bläst den „Wind", d. h. den bösen Geist aus oder saugt ihn auf, denn plötzlich spuckt er den Übeltäter aus, in Form eines Steinchens, eines Stückchen Holzes, eines Hirsekorns. Das Publikum sitzt herum und sieht andächtig zu oder lärmt mit. Die Belohnung hat sich der Zauberer natürlich vorher schon gesichert, hinterher bekommt er noch mehr.

Als Schutz gegen Krankheit und zu ihrer Heilung trägt man natürlich zahllose Amulette. Das sind die verschiedensten, gleichgültigsten Gegenstände, denen aber durch Zauberei Kraft verliehen wird. Meist sind sie ganz unscheinbar, ausnahmsweise nur sieht man Auffallendes, z. B. eine um den Hals gewickelte Schlange als Mittel gegen Rheumatismus und ähnliches.

Jäger sind bekanntlich überall abergläubisch, und die Buschmänner als geborenes Jägervolk nicht minder. Es gibt zahlreiche Mittel, um das Wild zu bezaubern und das Glück an seinen Pfeil zu fesseln.

Man tatuiert sich rechteckige, 1 cm breite, 2 cm lange Streifen — ǀnau — auf den Oberarm als Mittel gut zu treffen.

In diese Stellen reibt man Jagdmedizin ein, und zwar stellt man diese folgendermaßen her. Ein Stückchen vom Herz und linken Ohr von der zu jagenden Tierart, z. B. von Giraffe, Gnu, Eland usw., wird mit glühender Holzkohle verbrannt, die verkohlten Reste zwischen zwei Steinen fein gepulvert und in die tatuierten Stellen am Arm gerieben. Geht nun der Jäger auf die Jagd, so hört und sieht ihn das Tier nicht. Es steht vielmehr da und frißt und läßt sich leicht beschleichen.

Die Zaubermittel, um andere zu verhexen, habe ich aus meinem alten Buschmann nicht herausbekommen können. Er erklärte ängstlich, davon verstehe er nichts, damit wolle er auch nichts zu tun haben. Solche Leute werden angesehen, wie die Freischützen im Dreißigjährigen Krieg. Glaubt aber jemand verhext worden zu sein durch Verwünschungen — tschöme —, so sammelt er die Blüten der ²Kabba — Bauhinea Burkei — oder auch die Wurzeln, zerreibt sie zu einer Paste und reibt sich damit den ganzen Körper ab. Dann weicht der Zauber.

Aus diesen Gebräuchen spricht ein wüster Aberglaube, der keinerlei erkennbare Hinweise auf den Ahnenkultus hat, obwohl vielleicht ursprünglich die guten und bösen Geister der Verstorbenen dabei die Hauptrolle spielen. Erst bei den Begräbnisfeierlichkeiten kommt solche Beziehung zum Vorschein.

Stirbt jemand, so stoßen die Anwesenden einen kurzen, ganz bestimmten Ruf aus, der die ganze Werft über den Eintritt des Todes benachrichtigt. Der Leichnam wird, mit seinem Mantel zugedeckt, neben das Feuer gelegt, nach H a h n sogar im Feuer geröstet, die Frauen schreien und heulen an der Leiche. Die Beerdigung erfolgt möglichst bald. Stirbt der Kranke abends, so wird er am nächsten Morgen begraben, stirbt er am Morgen, so kommt er noch vor dem Abend ins Grab. Dieses Grab — ²hǒba — ist eine runde, 1 m breite, 2 m tiefe Grube, die mit Spatenstöcken und Händen ausgearbeitet

wird. In das Loch steigt ein Buschmann hinab, nimmt den Leichnam in Empfang, bringt ihn in hockende Stellung, die Arme über die Brust gekreuzt und die Hände auf die Schultern gelegt. Seine Waffen, Geräte, Kleidungsstücke, sogar Nahrungsmittel werden ihm mitgegeben, sein Schmuck und Mantel ihm umgehängt. Kurz, all sein Hab und Gut folgt ihm ins jenseitige Leben. Dann wird das Grab zugeschüttet, ein Kraal herumgemacht — nach Hahn auch Steine aufgehäuft —, und nun zieht die ganze Familie Hals über Kopf von dannen, niemand wird an der Stelle schlafen wollen, und selbst fremde Buschmänner, die die Stätte als Grab erkennen, schlafen nicht in ihrer Nähe.

Diese Beerdigungszeremonien sprechen lauter als alles dafür, daß der Buschmann an ein Leben nach dem Tode glaubt. Das Mitgeben der Kleider, Waffen und aller Habe, vor allem aber der Lebensmittel beweist das. Man fürchtet die Geister, deshalb zieht man davon und verbringt vor allem keine Nacht in ihrer Nähe. „Der Tod ist nur ein Schlaf", lautet ein Buschmannsprichwort, wie Th. Hahn uns mitteilt, und derselbe Forscher führt noch eine Reihe von anderen Beispielen an, die beweisen, daß man an ein jenseitiges Leben glaubt, wie z. B. das Auflegen von Steinen auf die Gräber, an denen man vorbeikommt, das Wallfahrten zu Gräbern in Krankheitsfällen, das Anreden der Toten an Gräbern und Erbitten von Glück.

Bei dem harten Leben, das der Buschmann häufig führt, bei den weiten Wanderungen zum Wasser, die oft genug Familien machen müssen, um ihr Leben zu retten, passiert es nicht selten, daß man Kranke und alte Leute zurücklassen muß. Die Buschmänner sprechen nicht gern darüber und leugnen zunächst die Tatsache ab. Lange dauerte es, bis ich von meinem alten Buschmann eine Darstellung der bei solchem Akt üblichen Gebräuche erhielt.

Ist eine Familie aus Mangel an Wasser oder Nahrung gezwungen, fortzuziehen, und sind in der Familie altersschwache

Leute oder Schwerkranke oder Verwundete, die sich nicht fortbewegen können, und die man auch nicht transportieren kann, so läßt man sie gezwungenermaßen zurück. Man bringt dann Wurzeln, Knollen, Früchte herbei, soviel als man entbehren kann, stellt Töpfe und Straußeneierschalen mit Wasser hin, zündet ein großes Feuer an, legt einen Holzvorrat daneben, und nun zieht alles schleunigst davon, um nie wieder in die Gegend zurückzukehren. Solange die Lebensmittel reichen und vor allem das Brennholz, bleibt der Verlassene am Leben. Dann verhungert und verdurstet er allmählich, wenn nicht nach Erlöschen des Feuers Hyänen und Aasgeier ihm ein schnelles Ende bereiten. Manche Buschmannstämme machen um den Unglücklichen noch einen Kraal, die ⁴Aikwe nicht.

Ich möchte glauben, daß die Tatsache des Beerdigens allein genügt, um den Glauben an ein Fortleben der Geister zu beweisen. Warum beerdigt man denn überhaupt einen Leichnam? Es ist doch wirklich ganz unnatürlich, daß sich der Mensch die Mühe macht, mit so primitiven Mitteln, wie dem Spatenstock, eine solche Arbeit, wie es die Anlage einer 2 m tiefen Grube ist, zu leisten. Warum tut er das?

Drei Gründe könnten vorliegen. Einmal könnte man sagen, man wünsche den Leichnam zu beseitigen, einfach des häßlichen Anblicks und des Geruchs wegen. Des Anblicks und des Geruchs wegen macht aber kein Naturmensch sich unnötige Arbeit. Stinkendes Aas ißt er sogar ohne Ekel, und Raum genug ist da, die Leiche fortzuwerfen, wo die Tiere sie schnell beseitigen. Da muß man nach viel, viel tieferen Gründen suchen, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir sie in dem Glauben an die Geister der Verstorbenen suchen.

Man könnte nun vermuten, der Leichnam würde beerdigt, damit er nicht mehr heraus könne und kein Unheil stifte.

Für solche Auffassung könnte die Notiz von Th. Hahn sprechen, daß die Buschmänner beim Vorübergehen Steine aufs Grab legen, damit der Geist nicht herauskomme und

ihnen das Genick abdrehe. Aber alle anderen Erscheinungen sprechen dagegen. Warum sucht man ängstlich seine Verwandten und Freunde zu vergraben und die Beerdigung der Feinde zu verhindern? Warum fürchtet man gerade die Stätte, wo man einen Kranken und Schwachen, der Not gehorchend, hat zurücklassen müssen, so daß kein Familienmitglied den Platz wieder betreten wird?

Ich sollte meinen, der Grund ist der umgekehrte. Man beerdigt den Leichnam, damit der Geist auferstehen könne. Wer aber nicht begraben wird, dessen Geist geht auch zugrunde oder ist vielleicht ohnmächtig den anderen, normalerweise beerdigten Geistern gegenüber.

Wie der Mensch zu solcher Vorstellung gekommen sein könnte, ist nicht schwer einzusehen. Zu neuem Leben erwacht das Samenkorn nur dann, wenn es in die Erde gebracht wird. Ebenso gehts vielen Tieren und ihren Eiern. Auch die Gestirne tauchen hinab in die Erde und steigen aus ihr wieder hinauf. Sollte es beim Menschen nicht ähnlich sein? Sollte es nicht notwendig sein, auch den Menschen zu beerdigen, damit sein Geist auferstehen könne? Liegt nicht selbst bei unserer Bestattung noch die Idee zugrunde, daß die Toten in den Gräbern auf das jüngste Gericht warten sollen, und erhob sich nicht deshalb gerade von seiten der Geistlichkeit ein Protest gegen die Verbrennung? Wo sind die Toten, wenn die Posaune des jüngsten Gerichts ertönt?

Faßt man die Frage von dieser Seite an, so wird vieles klar, der Wunsch, die Freunde zu beerdigen, die Feinde den Tieren vorzuwerfen, die Furcht gerade vor den unbeerdigt zurückbleibenden Verwandten und Feinden. Denn der Mensch fühlt sich doch zu unsicher, als daß er die Möglichkeit ausschließen könnte, daß die Geister trotz des Unbeerdigtseins wiederkommen und ihm schaden könnten.

Vielleicht hängt der Kannibalismus mit den gleichen Vorstellungen zusammen, wenn auch manchmal Mangel an Fleisch,

wie z. B. in der Südsee, oft eine Rolle spielen mag. Des zerstückelten, aufgegessenen, in alle Winde zerstreuten Leichnams Geist geht vielleicht zugrunde. Damit würde auch die Sitte erklärt werden, daß man auch die Leichname von gestorbenen Verwandten, und vor allem von alten, nutzlosen Leuten, die man noch zu ihren Lebzeiten los sein möchte, an andere Familien verhandelt.

Ist solche Auffassung richtig, dann ist die Erde auch der Schoß der Allmutter, in den der Mensch zurückkehrt, um von neuem geboren zu werden. Deshalb gibt man bei so vielen Völkern dem Toten die Stellung, die der Embryo im Uterus einnimmt, die Beine angezogen, die Arme über die Brust zusammengelegt. Ich weiß sehr wohl, daß namhafte Gelehrte über diesen Vergleich, der nicht neu ist, gespottet haben. Man traue den Wilden zuviel poetischen Sinn zu, heißt es. Sie bänden den Leichnam zusammen, damit er einen geringeren Raum einnähme und die Grube kleiner sei. Bequemlichkeit sei also die Triebfeder solcher Beerdigung. Der Pfeil fliegt aber auf die Spötter zurück. Geschieht alles nur aus Trägheit, warum unterzieht sich denn der Mensch überhaupt der großen Mühe, mit Händen und Stöcken eine 2 m tiefe Grube zu graben? Warum wirft er den Leichnam nicht ins Gebüsch oder in ein Feuer? Die Spötter sehen den Menschen gewissermaßen ein großes Haus bauen und halten ihn für zu träge zum Bau einer Hütte. In eine 2 m tiefe Grube braucht man überdies eine Leiche überhaupt nur hineinzuwerfen. Selbst das Zusammenschnüren wäre ja bereits eine höchst überflüssige Arbeit.

Ich persönlich möchte also doch wohl glauben, daß die Beerdigung, ebenso wie späterhin die Verbrennung, einen bestimmten Sinn hat, nämlich die Auferstehung des Geistes zu ermöglichen, und daß man deshalb der Leiche die embryonale Stellung gibt.

Wir haben hiermit ein Bild gewonnen von dem Leben des Buschmanns, seinem furchtbaren, an Entbehrungen und Gefahren,

aber auch an Freuden und Überfluß reichen Leben. Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Jäh wechseln Situationen und Stimmungen. Heute ißt er zehn Pfund Fleisch, morgen verspeist er ein Stück stinkiges Fell, seine Sandalen oder seinen Mantel. Heute rast er in ausgelassener Leidenschaft im Tanze umher, morgen droht ihm der Tod durch Hunger und Durst, durch Feinde und reißende Tiere. Gehen wir nun dazu über, die sozialen und politischen Verhältnisse näher kennen zu lernen.

## Die sozialen und politischen Verhältnisse der Vorzeit.

Infolge der Vernichtung des Wildes sind die sozialen und politischen Verhältnisse der Buschmannvölker in völliger Auflösung begriffen. Wollen wir uns ihren jetzigen Zustand erklären und überhaupt einen Einblick in die Kultur und die Leistungen dieser aussterbenden Rasse gewinnen, so müssen wir von den ursprünglichen Zuständen ausgehen. Versetzen wir uns also um sechzig und mehr Jahre zurück, wo die ungeheuren Wildherden noch die Kalahari bewohnten, wo die umwohnenden Bantu und Hottentotten noch nicht mit Feuergewehren versehen waren. Auf Grund der zahlreichen Erkundigungen bei alten Leuten glaube ich folgendes, für das Chanse- und Kaukaufeld zutreffende Bild entwerfen zu dürfen.

Die Buschmannrasse zerfällt in der Mittel-Kalahari, wie bekannt, in zwei große Völker, diese wiederum in einzelne Stämme und die Stämme in Sippen. Früher nun bildeten die Stämme geschlossene politische Organisationen. An der Spitze eines jeden Stammes stand ein Grootkapitain, wie der holländisch redende Buschmann sich ausdrückte, der von den $^{4}$áichadji, den Familienoberhäuptern, unterstützt wurde.

Noch in der Jugend meines alten Buschmanndieners hatten die $^{2}$Aukwe des Chansefeldes einen mächtigen Häuptling, $^{2}$Dukúri. Er beherrschte aber auch die $^{4}$Aikwe. Beide Völker, $^{2}$Aukwe und $^{4}$Aikwe, waren angeblich einander nebengeordnet.

Letztere Behauptung erscheint mir fraglich, da der Berichterstatter ein $^{4}$Aikwe war. Vermutlich waren die $^{2}$Aukwe die Herren, die heute noch die $^{4}$Aikwe Narro oder Manaru — letztere Form wohl betschuanisiert — nennen, d. h. Leute, die nichts wert sind. Das ganze Gebiet zwischen Rietfontein im Westen, der Grootlaagte im Norden, Okwa im Süden und tief ins Sandfeld hinein, am Epukiro entlang, nach Osten, beherrschte er. Sein Sitz war während der Trockenzeit Chanse und $^{2}$Kchautsa W., während der Regenzeit jagte er an der Grootlaagte. Er war sehr mächtig und hatte stets zahlreiche Buschmänner um sich versammelt. Mein Gewährsmann hatte als Kind mit eigenen Augen sein Arsenal gesehen, d. h. seine Häuser, die mit Speeren und anderen Waffen angefüllt waren. Er war der oberste Kriegsherr. Auf seinen Ruf hatten sich die Buschmänner zu versammeln, und er führte sie gegen benachbarte Stämme. Von den Familien bezog er jährlichen Tribut in Fellen, Elfenbein, Choré-Ketten u. a. Er war auch der oberste Richter, der die Familienzwiste entschied. Solche Zwiste entsprangen meist Morden und Streitigkeiten infolge Verletzung der Gebiets- und Jagdrechte, sowie von Ehebruch. Wiederholt kam es zu inneren Kämpfen, indem einzelne Familien unbotmäßig wurden und seinen Befehlen nicht gehorchten. Dann versammelte er mehrere Familien um sich und schickte sie gegen die Aufrührer. In aller Frühe bei Morgengrauen suchte man den Feind zu überraschen. In solchen Kämpfen wurden manchmal ganze Familien ausgerottet, die Überlebenden entflohen zu benachbarten Stämmen.

Die Würde eines Oberhäuptlings war damals erblich und die Buschmänner völlig unabhängig. Die Batauana wagten sich nicht in ihr Gebiet hinein, die Hottentotten nur auf Raubzügen.

Diese Schilderung bezieht sich auf die Buschmänner des Chansefeldes, eines von den oben genannten Feinden bezüglich der Wasserplätze unabhängigen Gesteinsfeldes. Die anderen

Buschmannstämme, die sich während der Trockenzeit auf die von den Batauana beherrschten Flüsse zurückziehen mußten, waren längst in Abhängigkeit geraten.

Diese Erkundigungen zeigen, daß die unabhängigen Buschmänner innerhalb ihrer Stämme ein wohlorganisiertes Staatswesen besaßen, das in allen Grundzügen mit dem unter den Bantu herrschenden, vielleicht über die ganze Erde ursprünglich verbreiteten Feudalsystem identisch war. Bei dem ungebundenen Sinn der Buschmänner, bei der Ausbreitung der Familien über einen weiten Raum hin, mindestens während der Regenzeit, wird wohl im allgemeinen ein straffes Regiment gefehlt haben. Mehr noch als bei den Bantu- und Sudannegern wird die Persönlichkeit des Oberhäuptlings von entscheidender Bedeutung gewesen sein. Der eine schafft sich ein starkes Reich, das unter seinem Nachfolger vielleicht schon zerfällt. Das ist ja in Afrika selbst bei den Hackbauvölkern die Regel.

Die Existenz von Oberhäuptlingen wird auch bei anderen Stämmen bestätigt. So hatten die ²Aukwe des südlichen Kaukaufeldes einen Oberhäuptling, der während der Regenzeit 1897/98 in der Nähe der Pfanne ²Garu sich aufhielt und Vasall der Batauana war. Im Schadumtal traf ich auf eine Horde Ssu²gnássi, deren Häuptling Gumtsa hieß. Aber der Oberhäuptling des Stammes hieß ²Auka und hielt sich seinerzeit an einer Vley Tsanni auf, die westlich von Sodanna liegen muß, zusammen mit einem Häuptling Tsamma. Wenn diese Vley trocken ist, gehen sie nach dem Dússidum.

Der Missionar P a p s t berichtet von den ²Nusan der südlichen Kalahari, daß sie vor der Besitzergreifung des Landes durch die Bastards einen Oberhäuptling hatten, der noch in Rietfontein lebe, aber völlig machtlos sei.

Man darf also wohl annehmen, daß die unabhängigen Buschmannstämme tatsächlich in geordneten, staatlichen Verhältnissen lebten, die im großen und ganzen denen der Bantustämme entsprechen, im allgemeinen aber wohl lockerer waren

infolge der größeren Freiheitsliebe der Buschmänner und der geringeren Möglichkeit eines Zusammenhaltes der nomadisierenden Familien. Daß sie aber unter Umständen durch einen eisernen Willen zu gemeinsamer Arbeit angehalten wurden, geht aus der Anfertigung meilenlanger Wildzäune und zahlreicher tiefer Gruben hervor, die nur unter einheitlicher Leitung zahlreicher Kräfte möglich war.

Auf eine Frage, die bereits berührt wurde, warum nämlich in den Berichten der ältesten Reisenden niemals von Buschmannhäuptlingen in dem Sinne gesprochen wird wie bei den Bantu, sei nochmals zurückgekommen. Da gibt es keine feierlichen Audienzen, keine Gesandtschaften, Geschenke und Palaver, um Erlaubnis zum Durchzug zu erhalten u. a. Ich glaube, daß die Ursache hierfür nicht darin zu suchen ist, daß keine Buschmannhäuptlinge vorhanden waren, vielmehr dürften folgende Umstände diese Erscheinung erklären. Einmal ist der Kulturbesitz der Buschmänner ein so geringer, daß ein Häuptling keinen großen Pomp entfalten kann, er sieht wie seine Untergebenen aus. Außerdem war der Häuptling infolge des Nomadenlebens häufig genug gar nicht anwesend. Drittens begünstigt eben dieses Vagabundenleben gewiß nicht die Ausbildung einer strengen Hofetikette, die die seßhaften Völker haben. Viertens hat sich der Buschmann dem Weißen gegenüber stets anders, nämlich bescheidener verhalten als der habgierige, Geschenke erpressende Bantu, und schließlich stellte das Eintreffen der Weißen einen derartigen Eingriff in das tägliche Buschmannleben vor, daß alle soziale Ordnung außer Rand und Band geriet. So und so viel Elefanten, Rhinozerosse, Antilopen in einer Nacht erlegt! Da stürzte sich alles über die ungeheuren Reichtümer an Fleisch, und die Häuptlingswürde hielt solchen verführerischen Ereignissen gegenüber nicht stand. Wenn in einer kleinen Residenz ein Goldregen vom Himmel fiele, wer weiß, ob nicht Serenissimus selber sich verstohlen nach dem Golde bückte.

Sehr interessant sind die Erkundigungen über die ehemaligen Handelsverhältnisse. Damals bestand im Chansefeld ein Handel sowohl nach Nordosten mit den Batauana als nach Nordwesten mit den Kaukau, die ihrerseits mit den Ovambo und Mambukuschu handelten. Man hatte damals reichlich Felle, Elfenbein und Straußenfedern. Dafür tauschte man bei den Batauana Tabak und Korn ein, bei den Owambo und Mambukuschu aber vor allem Eisensachen, wie Lanzenspitzen, Äxte, Messer, Pfeilspitzen, ferner Kupferplättchen für Schmuckgegenstände, wohl auch hölzerne Geräte, Korn und was man sonst brauchte.

Außerordentlich wichtig ist nun die Aussage meines ⁴Aikwe-Buschmanns, daß weitaus den wichtigsten Handelsartikel die ²Choré oder Moletsa gespielt hätten, die durchbohrten Scheiben aus Straußeneierschalen, deren Herstellung bereits beschrieben wurde. Die Moletsa-Scheiben sind nämlich eine Spezialität der Buschmänner. Sie wurden ursprünglich nur von ihnen angefertigt. Das bestätigten mir einige Batauana und Mambukuschu. Die besten und schönsten Moletsa fabrizierten angeblich die ²Kung südlich von Rietfontein, die deshalb weitaus die höchsten Preise erzielten. Von ihnen pflegten die ²Aikwe sie zu erhandeln. Die Moletsa-Ketten von der früher beschriebenen Länge hatten nun Geldwert wie die Kaurimuscheln, und haben ihn noch. Die Bantu kaufen diese Ketten als Schmuck und bezahlen hohe Preise. Die Mambukuschu z. B. geben heutzutage für eine Kette einen großen geflochtenen Korb Hirsekorn. Die Chansebuschmänner erhielten früher dafür von den Batauana eine große Rolle Tabak.

Handelsstraßen scheinen durch das Gebiet der Buschmänner nicht bestanden zu haben, vielmehr erfolgte der Austausch von Stamm zu Stamm. Nach ehemaligen Märkten habe ich leider vergessen, mich zu erkundigen. Ich würde mich nicht wundern, wenn sie bestanden hätten, ebenso periodische Handelskarawanen von seiten der seßhaften Bantu, wenigstens

zu den ersten Buschmannstämmen. So scheinen z. B. die Owambo ursprünglich nur mit Erlaubnis der Buschmänner auf speziellen Handelszügen Kupfer aus dem Otawigebiet geholt zu haben.

Man gewinnt jedenfalls den Eindruck, daß durchaus erträgliche und geordnete Handelsverhältnisse einst bestanden haben, daß die Buschmänner sich mit dem Gewinn aus der Jagd, ja sogar durch Industrie — präparierte Felle und Moletsa-Ketten — die notwendigen Geräte, Schmuckgegenstände und wohl auch Zerealien erwarben. Sie waren ein Jägervolk par excellence. Auf der Jagd bauten sich alle sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf, alle Gesetze und Rechte, die ganze politische Organisation. Feldbau war unbekannt. Das ganze Sinnen und Trachten war auf die Jagd gerichtet, und hierin leistete diese Rasse Außerordentliches, sowohl an Ausdauer, als an Raffinement und Geschicklichkeit.

Nun aber kam die Katastrophe! Einmal erhielten die Hottentotten und Bantu Gewehre und damit überlegene Waffen. Der gefürchtete Giftpfeil des Buschmanns geriet ins Hintertreffen. Hätten die Buschmänner den genügenden politischen Instinkt und die genügende Organisationsfähigkeit gehabt, so hätten sie alles darangesetzt, sich die gleichen Waffen zu verschaffen. Allein es kam anders. Die Weißen, die Wild schossen, wurden mit offenen Armen empfangen. Gegen Tabak und Hanf, den alle Buschmänner leidenschaftlich rauchen, gaben sie ihre Schätze hin, während der berechnende Bantu in erster Linie Gewehre und Munition verlangte. Der Wildstand wurde obendrein ruiniert und damit den Buschmännern die soziale Grundlage entzogen. Sie verarmten nicht nur, sondern die Quelle der Volksernährung wurde verstopft. In Hunger und Elend verkamen die meisten, und der Rest führt jetzt ein trauriges Hungerleben bei ungenügender Ernährung. Deshalb ist wohl auch ihre Fruchtbarkeit so gering und die Kindersterblichkeit so erschreckend groß. Es ist also nicht erstaunlich, daß die

Zahl der Buschmänner schnell zurückgeht und in absehbarer Zeit die Rasse aussterben wird.

Die Vernichtung ist beschleunigt worden durch den Zusammenbruch der politischen Unabhängigkeit. Im Chansefeld waren die Tsaukwe der stärkste Stamm, aber seine Macht hat Batauanahäuptling Moremi gebrochen. Das muß in den siebziger Jahren gewesen sein. Die Tsaukwe waren damals immer noch so widerstandsfähig, daß Moremi zum Verrat seine Zuflucht nahm. Er lud die Buschmänner, die wahrscheinlich unter einem Häuptling geeinigt standen, zu einer Zusammenkunft an der Pfanne Gautsira ein, um friedliche Verhandlungen anzuknüpfen. Wie verabredet, kamen die Tsaukwe unbewaffnet hin, Moremi hatte aber einen Hinterhalt gelegt. Während der Sitzung wurden die arglosen Buschmänner überfallen und niedergeschossen. Damit war die Stärke des Stammes gebrochen. Nun kamen die ⁴Aikwe und ²Aukwe an die Reihe. ²Dukuri war damals schon tot, sein Sohn anscheinend unfähig, die Häuptlingswürde zu verteidigen, und ohne größere Kämpfe, wie es scheint, wurde ²Dukuris Familie gefangen und nach dem Ngami gebracht.

„Seitdem haben die ⁴Aikwe keinen Oberhäuptling mehr, sie leben nur in Familien und sind Sklaven der Batauana.“

Mit solchen Worten ungefähr schloß wehmütig der Beicht meines alten Buschmanndieners.

Auch die Kaukau-Buschmänner erfreuen sich nicht mehr der alten Freiheit. Zwar haben sie noch Oberhäuptlinge, allein diese sind Vasallen der Batauana bezw. der Herero im westlichen Gebiet, und ihrem Volk gegenüber anscheinend recht machtlos.

Werfen wir noch einen Blick auf die heutige politische und soziale Lage der Buschmänner.

## Die sozialen und politischen Verhältnisse der Jetztzeit.

Wie meist in Afrika, erfolgte die Unterwerfung der Buschmänner in der Weise, daß die alten Oberhäuptlinge durch Er-

oberer ersetzt worden sind, die alle Funktionen des alten Häuptlings übernahmen. Da die Kalahari kein geeignetes Gebiet für dauernde Siedelung ist, so fiel eine direkte Besitzergreifung und Besiedelung des Landes fort, und statt dessen begnügte man sich im allgemeinen damit, dasselbe von den Buschmännern zu verlangen, was der frühere Oberhäuptling verlangt hatte. Dem neuen Herrn — Kchossáni bet. — wird ein jährlicher Tribut — makéto bet. — an Fellen, Straußenfedern, Moletsa-Ketten, im Oschimpolosandfeld an die Kuangari auch an Rotholz und in der Nord-Kalahari an Wurzelkautschuk auferlegt. Der Tribut wird teils während der Trockenzeit von den heimkehrenden Buschmännern eingezogen, teils während der Regenzeit, wenn der Kchossani Jagdausflüge in sein Gebiet unternimmt. Bei den Batauana ist der Kchossani Oberhäuptling je eines Stammes. Indes scheint bei großen Stämmen das Gebiet geteilt zu werden. So beherrschte der Batauana Killetibwe die $^2$Kabbakwe des Kwebe-Gebiets, Mahallakwe die Tserekwe des Hainafeldes, Harry die $^2$Aukwe des südlichen Kaukaufeldes, Rabutubu die Ssu$^2$gnássi.

Außer der Einziehung des jährlichen Tributs hat der Kchossani das Recht, in dem betreffenden Gebiet Viehposten zu halten. Daher schickt er teils seine eigenen Sklaven mit seinem Vieh während der Regenzeit zu den wasserhaltigen Vleys oder er übergibt den Buschmannfamilien Teile seiner Herden. Die Buschmänner haben auf das Vieh aufzupassen und es beim Beginn der Trockenzeit wieder richtig abzuliefern. Dafür haben sie ihrerseits das Anrecht auf die Milch, soweit die Tiere ohne Schädigung der Kälber sie abgeben können. So lag z. B. im Januar 1897 ein Ziegenkraal Killetibwes lediglich unter Aufsicht von Buschmännern an den Makabana-Bergen, im Februar weiter südlich im Sandfeld. Der Oberhäuptling der $^2$Aukwe von $^2$Garu hatte in Djarutsa einen Viehkraal des Batauanahäuptlings Ssekumi während der Regenzeit 1897/98 und zog mit dem Vieh mit dem Beginn der Trockenzeit ins Debrafeld.

Ziemlich regelmäßig liegen Viehposten an den [4]Audji im Gebiet der [2]Amkwe, und an den Monekaubergen hat der Batauana Nakédi seine Viehposten als Kchossani der umwohnenden Buschmänner — [1]Tánnekwe oder [2]Dekwe. Wie der alte Oberhäuptling, hat auch der Kchossani das Recht, seine Buschmänner zusammenzurufen. Zu Kriegszügen freilich werden sie nicht mehr versammelt, wohl aber, um beim Jagen zu helfen. So begegnete ich im Februar 1897 zwischen den Kwebe- und Monekaubergen dem Batauana Nakedi, der, von etwa 30 Buschmännern unterstützt, Giraffen hetzte. Die Buschmänner dienen als Spürer und Treiber. Das tun sie gern, denn hinterher gibts Fleisch in Hülle und Fülle. Im Mai 1898 jagte Harry im südlichen Kaukaufeld zwischen [1]Kai[1]kai und [1]Gam, und alle unsere Buschmänner liefen uns fort, um sich ihm anzuschließen.

Aber nicht zur Jagd allein, auch zu schwerer Fronarbeit, zum Lastentragen, Häuserbauen u. a. werden die Buschmänner kommandiert. So passierte uns im Juni 1897 ein reisender Batauana, der aus dem Chansefeld kam und seine Sachen wurden von Buschmännern getragen, die noch wenige Tage vorher im Fleisch des an der Rinderpest verstorbenen Viehs Franz Müllers in Chanse geschwelgt hatten. Nun keuchten sie unter der Last, während die Herren mit dem Schambock in der Hand daneben gingen. Am Ziel angekommen, werden die Buschmänner entlassen und haben den Weg in ihre Heimat zurück, natürlich ohne einen Bissen Proviant, allein zu finden.

Leider begnügt man sich nicht mit den Rechten, die der Lehnsherr nach afrikanischer Anschauung besitzt, vielmehr kommt es fortwährend zu den gröbsten Überschreitungen, gewaltsamen Plünderungen des Eigentums, unberechtigten Requisitionen zu Arbeitsleistungen, vor allem aber sind Vergewaltigungen der Frauen und Mädchen an der Tagesordnung. Mit Vorliebe nimmt man hübsche Mädchen als Kinder ihren Eltern fort, um sie später als Konkubinen zu benutzen. Die Buschmänner verstehen aber gerade in solchen Dingen keinen Spaß

und rächen sich blutig. So mancher Batauana fiel ihrer Rachsucht zum Opfer. Die Buschmänner werden in solchen Fällen ihrerseits blutig verfolgt, und eine Kette von Mord und Todschlag folgt der Übeltat der Kaffern.

Derartige Fälle ereigneten sich fortwährend. So hatte z. B. im Mai 1897 ein Batauana an der Kamelpan im Chansefeld eine Buschmannfrau geraubt. Diese entlief ihm. Er kehrte zurück, fand sie bei ihrem Mann, erschoß diesen und nahm die Frau wieder mit. Die frechsten Gewalttaten gestatteten sich zur Zeit meiner Anwesenheit im Chansefeld die Bakalahari von Kuschi.

Inzwischen haben sich für das Chansefeld wenigstens wichtige Veränderungen vollzogen. Die englische Regierung hat dieses Gebiet als freies Buschmannland für sich in Anspruch genommen. Die Eroberung durch die Batauana wurde seit meiner Abreise 1898 für unrechtmäßig erklärt, die Viehposten, die an Ssebichos Pan und in ²Kintsa lagen, sind zurückgezogen worden, vielleicht auch die der Bakalahari in Kuschi und der Barolong von Korabe und ²Nakais. Damit wird für die Buschmänner eine bessere Zeit hereingebrochen sein, d. h. die Gewalttätigkeiten der Kaffern, die zur völligen sozialen Auflösung der Stämme führen mußten, werden nicht mehr geduldet werden. Hoffentlich entwickeln sich aber nicht nach kurzer Ruhepause noch schlimmere Verhältnisse, indem die Buschmänner, wenn erst Buren als Farmer im Chansefeld angesiedelt sind, sich in derselben Weise als Viehdiebe entpuppen wie einst in der Kapkolonie. Dann, fürchte ich, folgt derselbe Vernichtungskrieg, wie dort, und die Buschmänner werden noch viel schneller ausgerottet als unter der Kaffernherrschaft. Die ersten Anfänge anarchistischer Zustände waren leider zu meiner Zeit bereits bemerkbar. Als M ü l l e r s Vieh nach Überstehen der Rinderpest auf dem Rückmarsch nach dem Ngami einige Zeit in Kubi war, wurden einige Buschmänner wegen beständiger Viehdiebstähle erschossen.

Noch charakteristischer war ein Fall, der sich im Jahre 1898 in Maschabing am Ngami ereignete. Einige Schafe der Polizeitruppe waren von Buschmännern gestohlen worden, die Diebe wurden aber erwischt. Der Kommandant ließ sie zur Strafe auspeitschen. Was war der Erfolg? Die Buschmänner lachten ihm nach der Exekution ins Gesicht, und einer meinte, er, der Kommandant, könne sie schlagen, so viel er wolle; wenn er, der Buschmann, Hunger hätte, würde er doch wieder stehlen.

Was soll der Kulturmensch mit Leuten anfangen, die auf dem Standpunkt jenes Schafdiebes stehen! Gefängnis und Zuchthaus wären Belohnung, existieren außerdem in jenem Lande gar nicht. Bleibt da etwas anderes übrig als Erschießen?

Der Buschmann der Kalahari ist seiner ganzen Charakteranlage nach derselbe, wie sein Bruder in der Kapkolonie. In Not und Elend verkommend, wird er, fürchte ich, in Berührung mit dem Europäer ebenso zum Anarchisten werden, wie dieser.

Wir haben den Buschmann in der Freiheit kennen gelernt, sein tägliches Leben, seine sozialen und politischen Verhältnisse, nun sei auf dieser Grundlage der Versuch gewagt, seinen Charakter zu schildern und zu erklären.

## Charakter und Fähigkeiten der Buschmänner.

Im Beginn dieses Kapitels wurde bereits eine Schilderung des Buschmanncharakters gegeben, auf Grund der älteren Literatur. Die Haupteigenschaft schien seine völlige Unberechenbarkeit zu sein. Er ist jeder Gesinnungsweise, jeder Handlung fähig, besitzt alle Tugenden und alle Fehler. Unveränderlich allein ist seine unbändige Freiheitsliebe.

Dem reisenden Europäer erscheint der Buschmann der Mittel-Kalahari durchaus im besten Licht. Wie harmlose Kinder benehmen sie sich. Unter Scherzen, Lachen und Schwatzen sitzen sie an dem Wagen, an den Wasserplätzen, sind niemals zudringlich, stets hilfsbereit, ohne erst, wie es der Kaffer tut, zu fragen, was bekomme ich dafür. Ein Stückchen Tabak,

etwas Fleisch, einige Perlen machen sie glückselig. Diebstahl von Gegenständen am Wagen kommt nie vor. Fragt man sie nach dem Wege, nach dem Wasser, so erhält man meist bestimmte, gewöhnlich zuverlässige Antwort oder die Erklärung, als ich dort war, war so und so viel Wasser da, ob jetzt noch etwas da ist, weiß ich nicht. Anfangs glaubte ich bei solchen Antworten, der betreffende Buschmann wolle nicht klar antworten, allein bald überzeugte ich mich, daß er ehrlicherweise gar nicht anders antworten konnte. Die Regen sind zu unsicher und fallen zu strichförmig, das Wasser trocknet unberechenbar schnell auf. Es kann hier seit Tagen gießen, und wenige Meilen weiter seit Wochen trocken sein. Eine bestimmte Aussage kann der Buschmann unter solchen Umständen gar nicht machen.

So lernt man denn den Buschmann als einen freundlichen, gefälligen, harmlosen und kindlich vergnügten Menschen kennen. Verkehrt man längere Zeit mit ihm, so machen sich freilich bald seine weniger guten Eigenschaften geltend. Vor allem fällt seine Unbeständigkeit auf. Nirgends hält er lange aus, auch wenn keine Arbeit von ihm verlangt wird. Vorübergehend kann man ihn wohl beschäftigen. Bei Tabak und Fleisch leistet er auch schwerere Arbeit, wie Ausheben großer Gruben, Füllen der Wasserwagen u. a., aber doch nur für einige Tage, höchstens Wochen.

Mildtätigkeit und Gemeinsinn sind lobenswerte Eigenschaften, wenn sie aber so weit gehen, daß niemand wohlhabend wird, weil er alles bis auf den letzten Rest mit anderen teilt, so wird diese Tugend zum Fehler, denn eine Kultur ist nur denkbar bei gesundem Egoismus und dem Streben, vorwärtszukommen und für seine Familie zu sorgen. In der Tat muß man in dieser übertriebenen Tugend eine schwerwiegende Ursache für die Kulturunfähigkeit des Buschmanns sehen.

Sodann fällt sehr bald auf der Mangel an Selbstbeherrschung. Wie Kinder sind sie haltlos allen Eindrücken zugänglich. Regen und Sonnenschein wechseln in ihrem Empfinden

im Augenblick. Unmäßig sind sie im Essen und Rauchen, in Tanz und Vergnügungen. Dieser Mangel an Selbstbeherrschung ist auch die Ursache für die häufigen Grenzstreitigkeiten. Denn der Buschmann läßt sich nur zu oft fortreißen, auf fremdem Gebiet zu wildern. Wenn er dabei ertappt wird, so wird er ermordet oder mordet selbst. Mangel an Selbstbeherrschung verführt ihn auch zum Viehdiebstahl an den Herden von Hirtenstämmen, und auch hier sind beständige Kriege die Folge. In Grausamkeit und Rachsucht in solchen Fehden leistet der Buschmann freilich wohl nicht mehr als Kaffern und Hottentotten.

Bemerkenswert ist sein Fatalismus, seine Gleichgültigkeit gegen sein eigenes Leben wie das anderer. Folgende Begebenheit ist höchst charakteristisch.

In Okwa war im Mai 1897 die Rinderpest unter dem Vieh der Barolong ausgebrochen, und die [4]Aikwe hatten sich zum Schmause versammelt. Ein Buschmann, der bereits durch wiederholten Diebstahl innerhalb seiner Familie sich unbeliebt gemacht hatte, wurde beauftragt, ein Stück Fleisch einem alten Mann zu bringen, aß es jedoch unterwegs selbst auf. Die Verwandten des Alten waren darüber so ergrimmt, daß der Familienrat beschloß, den Dieb zu töten. Einige Buschmänner wurden mit der Exekution betraut. Sie suchten den Dieb auf und fanden ihn unter einem Baum sitzen. Er sah sie kommen und wußte, was ihr Erscheinen zu bedeuten hatte. Flucht war aussichtslos, so blieb er denn ruhig sitzen und erwartete stumpfsinnig seinen Tod. Seine Gegner schlugen ihm mit einem Kriegsbeil über den Kopf. Das Beil war jedoch zu stumpf, deshalb unterbrach man die Exekution und schärfte es an einem Stein. Gleichgültig sah der Verurteilte auch hierbei zu. Dann schlug man ihm mit dem geschärften Beil den Kopf ab.

Kein Wunder, daß Menschen, die so gleichgültig gegen den Tod sind, auch gegen ihre Nebenmenschen von herzlosester Grausamkeit sind. Niemals würde man den vergnügten, harm-

losen Kindern, die ein Stückchen Tabak in Entzücken versetzt, solche Handlungen zutrauen.

Völlig gleich Null ist das politische Verständnis für ihre Lage den Feinden gegenüber und für die Notwendigkeit eines geschlossenen Widerstandes. Einerseits scheinen sie überhaupt nicht den Blick dafür zu haben, anderseits verhindert ihr persönlicher Freiheitsdrang und die Unfähigkeit, sich höheren Gesichtspunkten zuliebe unterzuordnen, einen geschlossenen, zielbewußten Widerstand.

Und doch sehen wir zu unserem Erstaunen, daß der Buschmann nicht nur die genannten Fehler hat, sondern zum Teil auch die entgegengesetzten Tugenden, sogar in ungeheurem Grade.

Mangel an Selbstüberwindung und Ausdauer, Unbeständigkeit in der Arbeit, im Denken und Wollen sollten die Hauptfehler sein. Aber wie stehts damit, wenn er auf der Jagd ist? Welches Zielbewußtsein entwickelt er bei den Vorbereitungen, welche Ausdauer beim Beschleichen. Stundenlang kriecht er lautlos an das Wild heran, stundenlang, was noch schwerer ist, liegt er mäuschenstill, vielleicht gepeinigt von Hunderten lästiger Fliegen, gepeinigt von Sonnenglut, Hunger und Durst. Endlich, endlich hat er getroffen, aber statt daß die lange Anspannung aller Nerven unter Aufjubeln gelöst wird, bleibt er regungslos weiter liegen. Welche Selbstbeherrschung gehört dazu! Wie wenige Kulturmenschen wären ihrer fähig? Er ist träge und unfähig zu anhaltender Arbeit, und doch stellt er mit einfachem Spatenstock und Händen tiefe Gruben her, baut meilenlange Wildzäune. Aus den spröden Eierschalen stellt er unter einem Aufwand von unsäglicher Mühe und achtsamem Fleiß die so hoch geschätzten, kostbaren Moletsa-Ketten her. Ärmlich ist sein Kulturbesitz, primitiv die Geräte, und doch sind seine Pfeilspitzen Wunder von Raffinement und Kunstfertigkeit, die von der Einfachheit der übrigen Geräte auffallend abweichen.

Fassen wir alles zusammen, worin der Buschmann Großes leistet durch Fleiß, Ausdauer, Selbstüberwindung und Zielbewußtsein, so bezieht sich alles, sehen wir von den Moletsa-Ketten ab, auf die Jagd, und hierin finden wir auch die Erklärung für den seltsamen widerspruchsvollen Charakter dieser Rasse. Die Buschmänner sind eine seit Urbeginn ausschließlich für die Jagd gezüchtete Rasse.

Unzweifelhaft war der Mensch ursprünglich, wie noch heutzutage der Affe, Sammler, und aus dem Sammler entwickelte sich der Jäger, indem man Waffen erfand, die Tiere zu töten, Methoden ersann, die Tiere zu fangen. Jagen und Sammeln sind unzertrennlich. Der Sammler ist a priori in gewissem Grade Jäger. Beide Beschäftigungen bedingen naturgemäß ein vagabundierendes Leben, denn mit den Jahreszeiten, mit dem Wandern der Tiere verschieben sich die Jagd- und Sammelplätze.

Man lege sich nun einmal die Frage vor: Wie muß sich eine Rasse entwickeln, die seit den ersten Anfängen der Menschwerdung das Niveau des Sammlers und Jägers nie verließ, die niemals so weit kam, Dauervorräte anzulegen, geschweige durch Feldbau den ersten Schritt tat, sich aus den Fesseln der umgebenden Natur zu befreien? Ich sollte meinen, eine solche Rasse muß den Charakter der heutigen Buschmänner annehmen. Das Nomadenleben muß zu der Unbeständigkeit, Unzuverlässigkeit, Ruhelosigkeit und Freiheitsliebe führen, die den Buschmanncharakter auszeichnet, und auch die meisten Raubtiere, die wie jene ein unruhiges Jagdleben führen. Das Jagdleben erklärt auch die gefühllose Grausamkeit gegen alle lebenden Wesen. Wer von Jugend auf vom Töten der Tiere gelebt hat, kann kein Mitleid mit Tieren haben und ebensowenig mit dem Mitmenschen.

Nur in einem sind die Buschmänner groß, das ist die Jagd. Alle dazu notwendigen Eigenschaften und Instinkte sind in hervorragendem Maße entwickelt: ein scharfes Auge, Spür-

sinn, Stätigkeit im Beschleichen des Wildes. Ihre Jagdmethoden und -waffen freilich sind primitiv geblieben wie der ganze Kulturbesitz, wegen des rastlosen Nomadenlebens, aber mit ihnen leisten sie das denkbar Größte. So ist denn die Buschmannrasse ganz einseitig entwickelt, groß und stark nach einer einzigen Seite hin, schwach und unfähig auf allen anderen Gebieten. Ihnen fehlen vor allem alle diejenigen Eigenschaften, die sich der Mensch durch den Ackerbau erworben hat, die Gewöhnung an eine regelmäßige, systematische, zielbewußte, Selbstüberwindung erfordernde Arbeit.

Die Jagd ist keine Arbeit in dem Sinne, daß man sie ungern, notgedrungen tut. Sie ist ein Vergnügen, eine Lust, trotz aller Mühen und Gefahren. Vom Fluch wird dagegen überall die Einführung des Ackerbaus begleitet. Darauf hat Dr. Ed. Hahn so nachdrücklich hingewiesen. Meist sind es Frauen, zuweilen auch Sklaven, die ihn in Afrika noch heutzutage gezwungen verrichten, der Freie zieht auf die Jagd, in den Krieg oder hütet das Vieh. Aber diese gehaßte Feldarbeit ist es doch gewesen, die den Menschen erst zum Menschen machte, indem sie ihn zur Selbstzucht und Tätigkeit erzog, ihn seßhaft machte und damit die Grundlagen zu fortschreitender Kultur legte. Es muß der Menschheit unendlich schlecht ergangen sein, als sie sich, der Not gehorchend, entschloß, zum Feldbau überzugehen. Die ersten Anfänge desselben waren vielleicht nicht so schwer. Daß sich die Pflanzen durch Samen fortpflanzen, ist allen Naturvölkern bekannt, daß die Samen nur keimen, wenn sie in die Erde kommen, ebenfalls. Der Gedanke lag also wohl nahe, an bequem gelegenen Stellen, d. h. in der Nähe des Lagers gesammelte Samen zu pflanzen, um sich das Einsammeln bequemer zu machen. Wie wir bereits sahen, waren es wohl die Frauen, denen ja das Einsammeln von Früchten und Wurzeln ursprünglich oblag, die diese ersten Versuche machten. Vielleicht half auch hier eine Beobachtung, die nicht leicht zu übersehen war. Selbst bei

Tieren passieren zahlreiche Samenkörner — z. B. Hafer bei Pferden — den Darm unverletzt und beginnen üppig zu keimen. Nicht anders ist's beim Menschen. Enthält doch der Kot der Buschmänner oft, wenn nicht stets massenhaft Samen von Früchten. Naturgemäß werden daher neue Pflanzen gerade an den Standlagern dicht aufsprießen und so unbeabsichtigt die ersten Felder mit Nutzpflanzen entstehen. Indem man diesem natürlichen Prozeß künstlich durch Pflanzen der Samen nachhalf, wurden die Ernten gesteigert. Aus solchen Anfängen hat sich vielleicht der Ackerbau entwickelt — allmählich, sehr allmählich.

Zunächst wurde die Frau gewissermaßen als Arbeitstier benutzt und mußte mit dem Spatenstock, später der Hacke, das Feld bestellen. So ist's bei den Hackbauvölkern der Tropenzone noch heutzutage. Damit war ein großer Schritt getan. Die Frau wurde an regelmäßige Arbeit gewöhnt, die ganze Familie in höherem Grade als früher seßhaft und von den Jahreszeiten unabhängig. War es für die Ausbildung des Charakters der Menschheit schon von großem Wert, daß nach Einbürgerung des Hackbaus ein Teil wenigstens, nämlich die Frauen, zu systematischer anstrengender Arbeit erzogen wurde, wobei durch Vererbung vermutlich auch der Charakter der männlichen Nachkommen profitierte, so mußte die Einführung des von Ochsen gezogenen Pflugs ganz besonders erzieherisch gewirkt haben. Denn es ist allgemein Sitte, daß stets der Mann wie der Jagd, so auch der Viehzucht obliegt. Da es nun für den Pflugbau charakteristisch ist, daß der Ochse als Zugtier verwendet wird, so mußte auch der Ackerbau in die Hand des Mannes übergehen. Tatsächlich vollzieht sich überall da, wo der Hackbauer zum Pflugbauer wird, ein völliger Wechsel im Wirtschaftssystem, indem der Mann nun die Feldarbeit übernimmt. Damit beginnt auch er sich an wirklich anstrengende Arbeit zu gewöhnen, zum Nutzen der Rasse. Aus dieser Einwirkung erklärt sich vielleicht das unleugbare Übergewicht aller Pflugbauvölker bezüglich Charakter, Selbstbeherrschung, Ziel-

bewußtsein in kulturellen und politischen Dingen, es erklärt sich daraus die Erscheinung, daß uns Nordländern der Hackbauer Afrikas und Indonesiens als „großes Kind" erscheint. Er hat eben die Schule des Pflugbaus nicht durchgemacht!

Ich möchte glauben, daß die Erfindung des Hackbaus, indem er zu der Ernte von größeren Vorräten für den Winter führte, die Rettung für den Menschen wurde, als die Eiszeit begann, die wohl totale Umwälzungen in den Existenzbedingungen des Menschen hervorrief. Ein großer Teil der Menschheit wurde damals wohl gezwungen, das frische fröhliche Jagdleben mit der Arbeit und dem Zwange zu vertauschen, den Ackerbau und seßhaftes Leben mit sich brachten.

Die Buschmannrasse befand sich anscheinend ebenso wie die Pygmäen des Kongo-Urwaldes und vielleicht die Australier zu jener Zeit der Umwälzung, die die Eiszeit hervorrief, in warmen, gesegneten, wildreichen Ländern. Sie konnte in altem Stil weiter sammeln und jagen, brauchte nicht im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu essen wie der mit dem Fluch, Ackerbau zu treiben, ausgestoßene Teil der Menscheit, sie durfte im Paradies bleiben.

Allein der Fluch verwandelte sich in Segen. In der Folgezeit wurde die Buschmannrasse von den durch die harte Schule des Ackerbaus gekräftigten Rassen verdrängt. Denn da der Buschmann die harte Erziehung zu schwerer Arbeit und die damit verbundene Selbstzucht und Charakterbildung nie durchgemacht hat, war er den im Kampf mit der Natur erprobten, an systematische zielbewußte Arbeit gewöhnten, zu höherer Kultur emporgestiegenen, seßhaften Ackerbauern nicht gewachsen. Den Zusammenstoß mit diesen hält er nicht aus. Er ist bereits so weit zurückgedrängt worden, als es geht. Aber auch in seine letzte Zufluchtsstätte, die Kalahari, sind ihm die Todfeinde gefolgt, und die Zeit ist nicht fern, wo dieses interessante Relikt des primitiven Menschen aus der dem Ackerbau vorhergehenden Zeit verschwunden sein wird.

Rettungslos ist er verloren. Was die Menschheit in wohl Jahrtausende langem Ringen mit der Natur erworben hat, kann keine Rasse in wenigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten erwerben, namentlich dann nicht, wenn ein übermächtiger Feind sie vor sich herdrängt und nicht zur Ruhe kommen läßt. Die letzte Aussicht auf Wiedergeburt ist ihr genommen worden durch das Eingreifen der Europäer, durch die Bewaffnung der Feinde mit Gewehren, durch die Vernichtung des Wildes und die direkte Vertilgung des seines Unterhalts beraubten und zum Räuber und Anarchisten gewordenen Buschmanns.

Auf eine Frage müssen wir noch eingehen: Hat der Buschmann auch nie Ackerbau getrieben, ist er infolge der einseitigen Erziehung zum Jäger auch unfähig, jetzt, in der Zeit der höchsten Not, wo die ganze Existenz der Rasse bedroht ist, auch nur Melonenkerne zu sammeln und zu pflanzen und damit den ersten Schritt zum Feldbau zu tun, warum ist er denn in dem doch wohl lange andauernden Zusammenleben mit den Vieh züchtenden Hottentotten nicht Viehzüchter geworden? Jagd und Viehzucht, sollte man meinen, sind verwandte Beschäftigungen.

Bekanntlich nahm man gewohnheitsmäßig an, daß der Mensch vom Jäger zum Hirten, der Hirt zum Ackerbauer emporgestiegen sei. Abgesehen von anderen Forschern hat Dr. Ed. Hahn mit ganz besonderem Nachdruck gegen diese Anschauung Front gemacht, indem er darauf hinwies, daß zur Viehzucht denn doch in erster Linie Haustiere gehören, Haustiere aber nur durch ein seßhaftes, in der Kultur verhältnismäßig hoch stehendes Volk durch viele Jahrhunderte lange Versuche durch Kreuzung verschiedener wilder Rassen gezüchtet werden könnten. Demnach sei der Mensch zuerst vom Sammler und Jäger zum Ackerbauer übergegangen.

Ich möchte glauben, daß die Unfähigkeit des Buschmanns, Viehzüchter zu werden, geradezu ein Beweis für die Richtigkeit von Dr. Hahns Anschauungen ist. Die Natur macht keine Sprünge, und wie als Individuum, so hat der Mensch

als Rasse einen geschlossenen Entwicklungsgang durchzumachen. Der Viehzüchter hat aber bestimmte Charaktereigenschaften notwendig, wie Stätigkeit, Zielbewußtsein, Fürsorge für andere Wesen, die eine primäre Jägerrasse nicht besitzt, weil sie nur durch die Gewöhnung an Arbeit erworben werden können. Der Hirt muß, solcher Auffassung nach, erst Ackerbauer gewesen sein und sich als solcher die zum Viehzüchter notwendigen Charaktereigenschaften erworben haben, bevor er sich als selbständiges Entwicklungsglied von dem gemeinsamen Kulturboden loslösen konnte. Der Hirt wird wieder zum Nomaden und als solcher zum Sammler, indem er alle eßbaren Gegenstände, die er antrifft, mitnimmt. Da Beschäftigung mit Tieren sein Leben ausfüllt und nebenbei auch die Jagd, so ähnelt er auffallend dem letzteren. Daher ist es nicht wunderbar, daß man den Hirten aus dem Jäger hervorgehen ließ.

Dem ist aber nicht so. Der Ausweg, seine Rasse vor dem Untergang dadurch zu retten, daß er Viehzüchter wird, ist dem Buschmann verschlossen; er müßte erst Ackerbauer werden, um die dem Viehzüchter notwendigen Charakteranlagen zu erwerben. So geht er denn rettungslos seinem Verderben entgegen, er, der bei der Vertreibung der Menschheit aus dem Paradies allein daselbst zurückbleiben durfte.

Noch eine andere Rasse lebt in Afrika, die wie die Buschmänner wohl seit Anbeginn ein unstätes Jägerleben geführt hat, die niemals gezwungen worden sind, zum Ackerbau überzugehen, die Pygmäen des Kongo-Urwalds. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auf diese interessanten Relikte einzugehen und sie mit den Buschmännern zu vergleichen. Es spricht sicherlich vieles dafür, daß die Buschmänner mit den Pygmäen des Urwaldgebiets, mit den Wahi, bezw. Watinga Ostafrikas und den Pygmäen des Hohen Atlas, die ein englischer Missionar angetroffen hat, eine alte Rasse bilden. Allein es läßt sich nicht leugnen, daß noch mancherlei Widersprüche aus dem Wege zu räumen sind, die namentlich auf anthropologischem Gebiet

liegen. Da nun ein so ausgezeichneter Kenner und gründlicher Forscher, wie Professor v. Luschan die Buschmänner in Südafrika selbst studiert hat, und auch Gelegenheit hatte, eine Anzahl reiner Pygmäen in Berlin zu beobachten, so dürfte man bezüglich der strittigen Punkte wohl bald ein gutes Stück weiter kommen. Aber auch nach der Veröffentlichung dieser Untersuchungen wäre es wohl eine höchst wichtige und dankenswerte Aufgabe, einmal systematisch in der eigenen Heimat die beiden Rassen zu untersuchen und zwar nach allen Richtungen hin. Nur genaueste vergleichende Studien dürften völlig das Dunkel erhellen, das immer noch die afrikanische Urrasse und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen umhüllt. Heutzutage ist es ja nicht gar so kostspielig, eine Tour in die Kalahari und zu den Pygmäen im westlichen Uganda oder im Kameruner Urwald zu machen. In der Kalahari wäre wohl das geeignetste Gebiet, um die Buschmänner zu studieren, das Chanse-, Kaukau- und Hainafeld. Die Vorbedingung eines erfolgreichen Forschens aber die Erlernung der Hottentottensprache, die den Schlüssel zu dem Verständnis der Buschmannsprachen bildet, zumal die $^4$Aikwesprache mit der Namasprache verwandt ist. Die Ergebnisse könnten von ungeheurer Tragweite sein.

---

# Verzeichnis
## einiger Worte von sechs Buschmannsprachen.

---

Bedeutung der Zeichen: 1 = dentaler, 2 = palatinaler, 3 = cerebraler, 4 = lateraler Schnalzlaut, ' soll einen nicht analysierten Schnalzlaut bedeuten, 5 ist ein ganz besonderer sehr zarter Schnalzlaut. Die Zungenspitze liegt bei halb geöffnetem Munde am oberen inneren Rande der unteren Schneidezähne. Bei meinen Versuchen, die Schnalzlaute zu bestimmen, sind wahrscheinlich häufig Irrtümer vorgekommen.

Die in der Rubrik $^2$Aukwe in *Kursivschrift* gehaltenen Worte sind bei den $^2$Aukwe des Chansefeldes, die andern bei den $^2$Aukwe des Kaukaufeldes gesammelt. Die in der Rubrik Ssehura in *Kursivschrift* enthaltenen Worte entstammen der Sprache der $^2$Kábakwe in Kwebe. Buchstaben wie im Deutschen, nur j = dem französischen j.

| | $^2$Kung | $^2$Aukwe 2) | $^4$Aikwe | Tsaukwe | Ssehura *) | Mohíssa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Abend | — | — | $^2$koacha | — | — | — |
| Am | — | — | $^1$gam | — | — | — |
| Arm | — | $^2$ha | $^2$óä | $^2$óä | $^2$oá | — |
| Armring aus Leder | — | *tsaïi* | — | — | — | guí |
| Asche | — | — | tau | — | — | — |
| Assegai | $^2$ku$^2$ku | $^2$ku$^2$ku | $^2$kau | $^2$kchau | — | 'kåo |
| Auf | — | — | $^1$am | — | — | — |
| Auge | — | $^2$go<br>*lugássi* | $^2$kai | $^2$kai | chtsai | tschchaĭ |
| Axt | — | $^1$irí | $^1$gau | bo | — | — |
| Bart | — | *'kui* | — | — | 'nosum | — |
| Baum | — | $^2$kain<br>$^2$kái-si | yi | i | yí | ii |
| Bein | — | $^2$kum | $^2$oá | $^2$oá | — | 'oá |
| Blase (zum Wasser-tragen) | — | — | — | — | — | 'gubi |

| | $^{2}$Kung | $^{2}$Aukwe | $^{4}$Aikwe | Tsaukwe | Ssehura | Mohíssa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Bogen . . . . . | gógwa | $^{2}$ka | t$^{e}$ng | tē | *dā* | komáa |
| Bogensehne . . | — | *'nau* | — | 'ába | gába<br>*ába* | 'abá |
| Brackpfanne . . | — | — | $^{3}$ko | $^{3}$gōna | — | — |
| Brief . . . . . | — | *'kai* | — | — | lekwaro[1] | — |
| Brunnen . . . . | — | $^{2}$ha | tschau | tschau | — | — |
| Bulle . . . . . | — | — | $^{1}$ko | $^{1}$ko | — | — |
| Buschmannhütte . | — | — | $^{2}$gnu | — | — | — |
| Decke . . . . . | — | tsi-$^{2}$á | goá | goá | — | — |
| Doktor (Zauberer) | — | *iji* | — | — | múri | gyung |
| Dorf[2] . . . . . | tsu | — | — | — | — | — |
| Du . . . . . . | — | — | tschatí | — | — | — |
| Ducker (Gazelle) . | — | 'au | $^{1}$nau | — | ñóa | — |
| Durrhahirse[3] . . | — | sung | mabére | mabele | — | — |
| Dunkelheit . . . | — | *'buka* | — | — | chai | — |
| Eis . . . . . . | — | — | $^{2}$gnoá $^{2}$gnoá | — | — | — |
| Elandantilope . . | — | — | du | du | — | — |
| Elandbulltanz . . | — | — | dú $^{2}$kê | — | — | — |
| Elefant . . . . | — | — | $^{2}$kchoá | $^{2}$kchoá | — | tschuaná |
| Ente . . . . . | — | — | ga | — | — | — |
| Essen . . . . . | — | — | $^{1}$ung | — | iúngke | — |
| Fallgrube . . . | — | — | — | — | kóro | — |
| Feldhuhn . . . | — | — | — | — | kobo | — |
| Fell . . . . . . | — | $^{2}$no | ko | ko | — | — |
| Fels-Berg . . . | — | $^{3}$gnum | $^{2}$gnoá | $^{2}$gnóa | — | — |
| Feuer . . . . . | da | *da* | $^{1}$ē | — | 'gu | 'áu |
| Feuerstock . . . | — | — | doró | — | — | — |
| Finger . . . . . | — | *'kai* | — | — | dse | — |
| Fingernagel . . . | — | — | — | — | — | kolê |
| Fingerring . . . | — | *kai (?)* | — | — | tsipí | — |
| Fleisch . . . . | — | $^{2}$kcha<br>$^{3}$ka | kchohó | — | 'kohu | k$^{o}$cho |
| Fortgehn . . . . | — | *'nhau* | — | — | 'kung kéta | — |
| Frau . . . . . | — | tschau,<br>*tsau* | $^{1}$gaikwe | — | 'gakwe | — |
| Fürchten . . . . | — | 'númi | — | — | 'nábe | — |
| Fuß . . . . . | — | $^{5}$kai | $^{2}$gnáre | $^{2}$gáre | — | 'taré |
| Gemarkung . . . | — | 'gnóre | — | — | chum | — |
| Gemsbock . . . | — | — | $^{1}$tcho | $^{1}$tcho | — | — |
| Gemsbockmagen . | — | — | $^{1}$tcho $^{1}$na | — | — | — |
| Gestern . . . . | — | goá | tóa | — | úka | — |

[1]) lokwálo der Betschuanen. [2]) Mútsi (= Familienwerft) der Betschuanen. [3]) Mabéle der Betschuanen.

| | $^{2}$Kung | $^{2}$Aukwe | $^{4}$Aikwe | Tsaukwe | Ssehura | Mohíssa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Gewehr . . . . | — | *'gábu* | — | — | tóboro[1]) | — |
| Giraffe . . . . | — | *'toá* | $^{3}$gnăbi | $^{3}$gnăbe | gnabe<br>*'klogo*[2]) | 'aing |
| Gnu . . . . . | — | 'gai | $^{1}$gi | $^{1}$ge | 'gue | — |
| Gras . . . . . | — | *'íssi* | — | — | táma | — |
| Groß . . . . . | tséma | *tsissáchi* | $^{2}$kungóro | — | tsē | — |
| Grün . . . . . | — | — | — | — | amángwe | — |
| Gruß . . . . . | — | ts-cham<br>*ts-cham* | ts-chám | — | dákai kcha | — |
| Haar . . . . . | — | *'dutó* | $^{2}$ūng | $^{2}$ūng | 'ung | $^{3}$ŏo |
| Hackdorn (Akazie) | — | *'gung* | — | — | káre | — |
| Hagel . . . . . | — | — | tsŏa | — | tsoa | — |
| Hakenstick (Ac. detinens.) . | — | *su(?)* | — | — | tsu | — |
| Hals . . . . . | — | $^{3}$kaing | $^{3}$kau | $^{3}$kau | — | dum |
| Hammer . . . . | — | *'kai* | — | — | noto[3]) | — |
| Hand . . . . . | — | 'gau<br>*m'gáussi* | tsau | tsau | tsau | tsau |
| Hanf (Dache) . . | — | kána<br>*kala* | kana | kana | karíroi | — |
| Hardekolbaum . . | — | 'o | — | — | motsúre[4]) | — |
| Hartebest . . . | — | *utsó* | — | — | $^{2}$káma | — |
| Häuptling . . . | — | $^{2}$ai | $^{1}$écha | $^{1}$écha | — | — |
| Haus . . . . . | tsu | *tschu* | — | $^{2}$gnu | kai | djun |
| Heiß . . . . . | — | — | karuschá | — | — | — |
| Hemd[5]) . . . . | — | *hambe* | — | — | hempe | — |
| Heuschrecken . . | — | *'hau* | — | 'kum | ĕĩn | — |
| Heute . . . . . | — | — | schína | — | — | — |
| Hinter . . . . . | — | — | kanka | — | — | — |
| Holz . . . . . | — | *'kai* | — | — | orátse | íi (= Baum!) |
| Horn . . . . . | — | *'n'ku* | $^{2}$nácha | — | 'na | — |
| Hosen . . . . . | — | *burko*[6]) | — | — | burúku[6]) | — |
| Hund . . . . . | — | *n'koá* | — | — | aba | abá |
| Hyäne, braune . . | — | 'gui | $^{2}$nútsa | — | 'dutsá | — |
| Hyäne, gefleckte . | — | — | $^{2}$gau | $^{2}$gau | — | íssa |
| Hyänenhund . . | — | — | — | $^{3}$a | — | — |
| Ich . . . . . . | — | — | tscha | — | — | — |
| Im . . . . . . | — | — | $^{2}$go | — | — | — |
| Ja . . . . . . | — | — | ē | — | — | — |
| Junger Mann . . | — | dámako | — | — | 'kan | — |

1) Tobólo der Betschuanen. 2) Wahrscheinlich „Fleisch", nicht Giraffe. Das Wort wurde mir von einem Tserekwe-Buschmann genannt. 3) nóto bei den Betschuanen. 4) Motswére der Betschuanen. 5) Hempe der Betschuanen, Burenwort. 6) Burenw[illegible]

| | $^{2}$Kung | $^{2}$Aukwe | $^{4}$Aikwe | Tsaukwe | Ssehura | Mohíssa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Kaffernhaus . . | — | — | $^{2}$kaba $^{2}$gnu | — | — | — |
| Kaffernmelone . . | — | táma | — | $^{2}$nai | 'nau | — |
| Kalt . . . . . | — | — | $^{3}$kai | — | — | — |
| Kartoffel, wilde[1]) . | - | — | — | — | *$^{2}$kudi* | — |
| Kaufen . . . . | — | 'ama | — | — | 'ai | — |
| Klein . . . . . | tsching-$^{2}$á | tséma<br>*tschima* | $^{2}$áre | — | tsuéë | — |
| Knabe . . . . . | — | — | $^{2}$kéri $^{2}$kchau | — | — | — |
| Knie . . . . . | — | koá $^{2}$ne | $^{3}$gúru | $^{3}$gúru | — | — |
| Knochen . . . . | — | *jukúmssi* | — | — | 'oá | — |
| Knurrhahn[2]) . . | — | — | — | — | *'a* | — |
| Kochen . . . . | — | — | tscha | — | — | — |
| Köcher . . . . | — | *'kuru* | — | — | g'nu<br>*gung* | — |
| Kohlen . . . . | da | — | $^{1}$ē $^{1}$num | — | — | — |
| Kopf . . . . . | — | $^{1}$ni | $^{1}$gu | $^{1}$du | — | kaío |
| Kotla[3]) . . . . | — | — | — | · | — | 'hõõ |
| Kraal . . . . . | — | *'chari* | — | - | kámra | — |
| Krank . . . . . | — | ru 'kung | — | - | tsi | — |
| Kudu . . . . . | — | — | kchai | kchi | — | — |
| Kugel (Gewehr) . | — | *'kuri* | — | — | 'kau | — |
| Kürbis . . . . | — | — | tóroba | — | — | — |
| Kuh . . . . . | — | gúme dísi | $^{1}$gai $^{1}$góë | $^{1}$kai góë | — | schokó |
| Kurz . . . . . | — | — | $^{2}$gom | — | - - | — |
| Leboana-Akazie . | — | *'ga* | - | — | am | — |
| Leder . . . . . | — | — | ko | · · | — | — |
| Ledertasche . . . | - - | — | - — | - | *'gube* | tassí |
| Leopard . . . . | - — | - | $^{3}$góë | 'oë | — | — |
| Lieben (gern haben) | — | — | $^{2}$kcha | — | - — | — |
| Lippen . . . . | — | — | — | — | — | 'kam |
| Löffel . . . . . | — | í'kam | — | - - | 'ting 'ga | — |
| Löwe . . . . . | n$^{2}$né | *'nai* | $^{3}$kcham | $^{3}$kcháma | cham | — |
| Magen . . . . . | — | — | $^{1}$na | — | — | — |
| Mann . . . . . | — | $^{3}$koá,<br>*$^{1}$runá (?)* | kchaú kwe | kchaúkwe | koá | — |
| Mantel . . . . | ting $^{3}$á | *tsching $^{3}$á* | 'nau (?) | - - | áho<br>*'nau* | 'tau |
| Mehl . . . . . | — | *chai* | — | — | bútu | — |
| Mehlbrei . . . . | — | $^{2}$kam | $^{2}$kcham | - - | — | — |
| Messer . . . . | $^{2}$ku $^{2}$ku | $^{2}$ku $^{2}$ku<br>*$^{2}$kü $^{2}$ku* | $^{2}$kau | $^{2}$kau | 'gúru | kahó |
| Milch . . . . . | akú | gu | bi | — | pi | píi |

[1]) Sseróa der Betschuanen. [2]) Trappenart. [3]) Platz für Beratungen im **Betschuanen-gehöft.**

| | $^{2}$Kung | $^{2}$Aukwe | $^{4}$Aikwe | Tsaukwe | Ssehura | Mohíssa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Mokabi (Strauch) [1] | — | *'kábe (?)* | 'kábe | — | — | — |
| Mond | — | *'gnui (?)* | $^{2}$gnóë | $^{2}$gnóë | 'nóë | — |
| Morama (Bauhinea Burkei) [1] | — | — | $^{2}$kaba | 'kaba | 'kabba<br>*'kabba* | — |
| Morgen (Substant.) | — | — | $^{2}$úka | — | — | — |
| morgen (Adv.) | — | *'ókuma* | $^{2}$gûka | — | uáke uka | — |
| Mörser | — | *'ki* | — | eu 'ku | kebóno | — |
| Mütze | túru | guschi | $^{1}$gába | — | — | — |
| Mund | — | tsi | $^{1}$kcham | $^{1}$kcham | — | — |
| Mutter | — | tai | ai | ai | — | — |
| Nacht | — | — | $^{2}$nu oder<br>$^{2}$noë | $^{2}$nu | — | — |
| Nagel | — | — | — | — | 'kororo | — |
| nahe | dom | dum | $^{2}$du | — | — | — |
| Nadel (zum Dornausziehn) | — | — | — | — | — | kắǎ |
| Namakwafeldhuhn | — | — | gau kúi [2] | — | — | — |
| Nase | — | *wutschung* | $^{2}$gui (?) | — | tsúi | tschuí |
| Nashorn | — | — | $^{2}$nábba | — | — | — |
| nehmen | — | tsung | $^{1}$kui | $^{1}$gúi | 'gungaka | — |
| nein | — | — | a | — | koketà | — |
| Ohr | — | $^{1}$huí<br>*'ing 'hui* | $^{1}$ku | $^{1}$kē | tsē | tschié |
| Ohrring | — | *'kai* | — | — | tsipí | — |
| Ochse | gomé | gǘme [3]<br>*gǘmi* | góë | góë | be (?) | — |
| Ochsenfell | — | — | góë ko | góëko | — | — |
| Ochsenfrosch | — | tai | gúi | 'goé | — | — |
| Perlen | — | $^{2}$uka<br>*'am* | 'kcham | — | — | — |
| Perlhuhn | — | *ári* | 'kánne | — | iá (?) | $^{3}$kanné |
| Pfanne aus Kalk | — | $^{2}$gu $^{2}$na | tsa $^{3}$ko | — | — | — |
| Pfeil | — | tschi, *tëë* | $^{2}$a | $^{2}$a | — | iá |
| Pfeilspitze | — | — | — | — | — | $^{3}$kaó |
| Pfeilgift | — | — | — | — | *'oá* | — |
| Pferd | $^{2}$góe | $^{2}$góë<br>*'góë* | bía | bía | bíe | kochá |
| Pferdekopf | — | — | bie $^{1}$gu | — | — | — |
| Regen | — | *'ga* | tu | tu | tu | — |
| Sack | — | *'aua* | — | — | — | — |
| Salz | — | *dibi* | tabe | — | dőbe | — |

[1]) Betschuanenwort. [2]) Wohl Nachahmung des Schreis
Betschuanen.

| | $^2$Kung | $^2$Aukwe | $^4$Aikwe | Tsaukwe | Ssehura | Mohíssa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Sand . . . . . | ka | kcha, *'ka* | gum | chum | du | — |
| Sansevaria-Art . . | — | — | $^2$guí | — | — | — |
| Sandale . . . . . | — | — | $^3$nábo | — | — | tabó |
| Saugbrunnen . . | — | — | tschöre | tschóli | — | — |
| Schaf . . . . . | — | gu | gu | — | gu | dsúu |
| Schakal . . . . | — | — | $^1$kili | $^1$kili | — | — |
| Schamtuch . . . | — | $^2$go | $^2$kai | $^2$kai | — | kaé |
| Schießen . . . . | — | *tsching-há* | — | — | $^3$kaúe | — |
| Schildkröte . . . | — | — | — | — | *yam* | tschurú[1]) |
| Schlafen . . . . | — | *schútsa* | — | — | 'góē | — |
| Schlange . . . . | — | 'gaí | — | — | 'a | — |
| Schlacht . . . . | — | — | — | — | 'au | — |
| schnell . . . . | — | *'haisse* | — | — | ssúbuka | — |
| Schön . . . . . | — | *'hum* | — | — | ïbi | — |
| Schüssel . . . . | — | *'nu* | — | — | gara | — |
| Schwanz . . . . | — | — | tschau | — | — | tsaó |
| Sehen . . . . . | — | *lugássi* | — | — | ts-chaíro | — |
| Sonne . . . . . | — | *'kumá* | $^1$gam | $^1$gam | 'gam | — |
| Spatenstock . . . | — | — | 'nóē | — | — | — |
| Springbock . . . | — | *'kunúng* | — | — | tsi | — |
| Springhase . . . | — | — | — | — | *'góme* | — |
| Spur . . . . . | — | $^2$ka | dau | dau | — | — |
| Stachelkürbis . . | — | *ntschá* | — | — | *'ka* | — |
| Stachelschwein . | — | *'kum* | — | — | úmkwe | — |
| Stein . . . . . | $^2$nóm | *'gnúmssi* | — | — | 'úï | 'goá |
| Steinbock . . . | — | *'hung* | $^2$gai | $^2$gai | ga | — |
| Stern . . . . . | — | *íri* | $^2$gáunu | $^2$góinu | 'cháne | — |
| Stöckchen . . . | — | *'gno* | — | — | aré | — |
| Stößel (zum Mörser) | — | *'gung* | — | 'oána | bónung 'oá | — |
| Strauß . . . . . | ts-ó | mptsú[2]) | gáro | 'gáru | — | — |
| Straußenei . . . | — | — | kabi[3]) | — | — | kabí |
| Süß . . . . . . | — | — | gale | — | — | — |
| Tabak . . . . . | — | schuru, *tschóle* | schúli | schúli | ssóïo | — |
| Tag . . . . . . | — | — | koába | — | — | — |
| Tausendfuß . . . | — | — | — | — | *'kuán 'kuáni* | — |
| Töten . . . . . | — | *kúng ka* | — | — | kai | — |
| Topf . . . . . | kcho | gu | schu | — | áma | áma |
| Tragetuch für Straußeneier . | — | — | — | — | — | bure 'kau |
| Treckochs . . . | — | gúne gúme | gúne góë[4]) | — | — | — |

1) kuru der Betschuanen. 2) Impsehe der Betschuanen. 3) Nach Schinz. 4) Wörtlich: Wagenochs.

| | 2Kung | 2Aukwe | 4Aikwe | Tsaukwe | Ssehura | Mohíssa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Trappe (Mochaiba) | — | — | — | — | *gam* | — |
| Trinken . . . . | — | *tschi* | — | — | getáka | — |
| Tuch . . . . . | — | 'kai | 2kchai | — | — | — |
| Unter . . . . . | — | — | 1náka | — | — | — |
| Vater . . . . . | — | ba | ba | abá | — | — |
| viel . . . . . . | — | — | — | — | — | toấ |
| Vley . . . . . | — | chóna<br>*'guin* | tabé | tabé | chobi [1]) | — |
| Wagen . . . . | — | gúne 2óa | gǘne, kǘne | — | — | — |
| Wart ein bischen (Zizyphus) . . | — | *'na* | — | — | — | — |
| Wasser . . . . | 2gu | 2gu, 2*gu* | tsa | tsa | tsa | kchoé 'ka |
| Wassermelone . . | — | tamá | 1na 1hai | — | kalabu [2]) | — |
| Weg = Spur . . | — | 'ka, *'ka* | dau | dau | — | — |
| Weißer (Europäer) | — | 2hung | 2hung | 2hung | — | — |
| weit . . . . . | 2ka | 2cha | 2gnu | — | — | — |
| Wind . . . . . | — | — | 2a | 2a | — | — |
| Wir . . . . . . | — | — | tidjám | — | — | — |
| wirklich (wahrhaftig) . . . . . | — | *tschinkwa* | — | — | chaiántse<br>kota | — |
| Wurfstock . . . | — | 2gum | — | — | iyi | — |
| Zahn . . . . . | — | tsaus-f<br>*luts-aú* | 2goróe | 2koi-úng | 'to | 'toó |
| Ziege . . . . . | puli [3]) | puli | puli | — | buli | puli |

[1]) mochobi der Betschuanen. [2]) lechapu der Betschuanen. [3]) puli ist das Betschuanenwort.

# Satzbildungen der $^{4}$Aikwesprache.

Die [ ] Sätze gehören der $^{2}$Kungsprache an.

Mache Feuer — $^{1}$e go.
Das Wasser kocht — tsa nago tsá.
Das Zebra trinkt jeden Tag Wasser — bia ko tsa $^{2}$kcha né danka.
Ist das Wasser weit? — tsa $^{2}$gnu?
Ist die Pfanne nahe? — tsa $^{3}$ko $^{2}$du?
Die Sonne ist heiß — $^{1}$gam kuruschá.
Der Regen fällt — tu iko.
Der Wind ist kalt — $^{3}$kai schang $^{2}$aa.
Der Mann ist krank — kwe ba $^{2}$kiyá.
Hole das Pferd — bi oácha [nasche $^{2}$góê].
Hole die Pferde — biana oácha.
Die Frau hat Hunger — $^{1}$gai kwe $^{2}$gabá.
Der Wolf fängt viele Böcke — $^{2}$nutsa puli sche gai puli.
Großer Baum — 'kungóro yi.
Die Buschmänner essen Melonen — kwe $^{2}$nai $^{2}$ung.
Die Kaba ist süß — $^{2}$kaba gale.
Der Gemsbock läuft schnell — $^{1}$tcho $^{1}$tgung kóe.
Der Buschmann läuft den Steinbock nieder[1]) —
a) kwe $^{2}$gai $^{2}$kaung dau.
b) kwe $^{2}$gai kolí $^{2}$kung.

[1]) Zwei Übersetzungen, die anscheinend beide nicht wörtlich sind; dau heißt Spur = Weg.

Die Buschmänner schießen mit Pfeilen — kwe gē $^{2}$kaung.
Die Buschmänner tanzen in der Nacht, wenn der Mond scheint
— kwe $^{2}$nu $^{2}$nuka $^{2}$gnoé ka.
Der Kopf des Pferdes — bie $^{1}$gu.
Der Magen des Gemsbockes — $^{1}$tcho $^{1}$na.
Der Mann trinkt Milch — kwe bi $^{2}$kcha.
Die Männer trinken Milch — gekwe bi $^{2}$kcha.
Der Buschmann trinkt nicht Milch — kwe bi $^{2}$kchádama.
Der Regen ist nicht gefallen — tu na $^{1}$káidama.
Der Ochse hat ein Horn — góe $^{2}$nácha.
Der Buschmann hat keinen Schwanz — kwe cha tschau.
Der Buschmann hat keinen Feuerstock — kwe cha doró.
Der Buschmann macht Feuer — kwe $^{1}$é gu (oder go).
Auf dem Baum — yí $^{1}$am.
Unter dem Baum — yí kau.
Im Wagen — gune $^{2}$go.
Unter dem Wagen — gúne $^{1}$náka.
Auf dem Wagen — gúne $^{1}$am.
Hinter dem Wagen — gúne kánka.
Der Buschmann hat kein Fell — kwe kumádama.
Der Buschmann schläft unter dem Fell — kwe $^{2}$kam kam $^{2}$ókwe.
Ich sehe das Eland — du dakumó.
Topf — schu, Töpfe — schuna.
Wagen (plr.) — gǘnedji.
Bäume — yidji.
Felle — koane.
Gemsböcke — $^{1}$tchő́dji.
Strauße — gárodji.
Perlhühner — $^{2}$kanedji.
Ich sehe das Wasser — tsa dakumó.
Ich kaufe den Topf — schu da kolúng.
Ich esse das Fleisch — kcho gu ra kukó.
Du siehst das Eland — du ra kumó.
Der Buschmann hat 2 Pferde — $^{1}$kam bi $^{1}$kwaha kwe.

Der Buschmann hat 2 Töpfe — $^{1}$kam schu $^{1}$kwaha kwe.
Das Pferd hat 2 Ohren — bi $^{1}$kam $^{1}$kē.
Der Mann hat einen Wagen — gúne $^{1}$kwaha kwe.
Der Mann hat keinen Wagen — gúne ódama kwe.
Das Pferd hat keine Ohren — $^{1}$ke ódama bie oder bi cha $^{1}$ke.

1 — $^{2}$gui.
2 — $^{1}$kam.
3 — $^{3}$gnoana.
4 — $^{1}$kam schérahé.
5 — $^{1}$gúim tschaudi.[1])
6 — dam tschau ga $^{2}$guiba.[2])
7 — $^{1}$kam tsau ra.[3])
8 — da tschau $^{3}$gnoána.[4])
9 — $^{1}$netako.
10 — $^{1}$kam tschau.[5])

[1]) Wörtlich wohl: eine ganze Hand. [2]) Wahrscheinlich: eine Hand und eins. [3]) Wahrscheinlich: eine Hand und zwei. [4]) Wahrscheinlich: eine Hand und drei. [5]) Wörtlich: zwei Hände.